

Leseprobe

Elizabeth George
Am Ende war die Tat
Roman

"Ein beeindruckendes, ergreifendes Psychogramm!" *Booklist*

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 672

Erscheinungstermin: 17. Juli 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Chief Inspector Lynleys Frau Helen und sein ungeborenes Kind sind einem willkürlichen Akt sinnloser Gewalt zum Opfer gefallen. Doch was hat einen erst Zwölfjährigen zu dieser schrecklichen Bluttat getrieben?

Die Anatomie eines Mordes: Meisterhaft erzählt Elizabeth George die Geschichte des Jungen Joel, der sich im verzweifelten Versuch, sein Leben am Rande der Gesellschaft zu meistern, auf einen Pakt mit dem Teufel einlässt ...



Autor

Elizabeth George

Akribische Recherche, präziser Spannungsaufbau und höchste psychologische Raffinesse zeichnen die Bücher der Amerikanerin Elizabeth George aus. Ihre Fälle sind stets detailgenaue Porträts unserer Zeit und Gesellschaft. Elizabeth George, die lange an der Universität »Creative Writing« lehrte, lebt heute in Seattle im Bundesstaat Washington, USA. Ihre Bücher sind allesamt internationale Bestseller, die sofort nach Erscheinen nicht nur die Spitzenplätze der deutschen Verkaufscharts erklimmen. Ihre Lynley-Havers-Romane wurden von der BBC verfilmt und auch im deutschen Fernsehen mit großem Erfolg ausgestrahlt.

ELIZABETH GEORGE
Am Ende war die Tat



GOLDMANN

Lesen erleben


Buch

Der sinnlose, brutale Mord an Lady Helen, Chief Inspector Lynleys Frau, hat alle Kollegen in Scotland Yard erschüttert. Am schlimmsten jedoch war die Erkenntnis, dass ein Zwölfjähriger die Tat verübte – wer ist dieser Joel Campbell? Und warum hat er geschossen?

Als Kendra Osborne von der Arbeit nach Hause kommt, wartet eine Überraschung auf sie: Vor der Tür ihres Hauses in einem der ärmsten Londoner Stadtteile stehen die fünfzehnjährige Vanessa, der elfjährige Joel und der siebenjährige Toby, die Kinder ihrer Schwester. Seit der Vater der drei ums Leben kam und die Mutter in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen wurde, lebten sie bei ihrer Großmutter. Doch die kehrt nun nach Jamaika zurück und denkt nicht daran, die Enkel mitzunehmen.

Kendra richtet ein improvisiertes Nachtlager ein und organisiert den Schulbesuch der Kinder. Doch auf die Dauer ist sie überfordert – und die drei geraten in ein Milieu, das seine eigenen Gesetze hat. Verzweifelt sieht Joel mit an, wie seine ältere Schwester im Drogensumpf zu versinken droht und sein kleiner Bruder ins Visier einer brutalen Straßenbande gerät. Ausgerechnet an einen berüchtigten Dealer wendet er sich um Hilfe. Und schließt damit einen Pakt mit dem Teufel ...

Die Inspector-Lynley-Romane in chronologischer Reihenfolge:
Mein ist die Rache • Gott schütze dieses Haus • Keiner werfe den ersten Stein • Auf Ehre und Gewissen • Denn bitter ist der Tod • Denn keiner ist ohne Schuld • Asche zu Asche • Im Angesicht des Feindes • Denn sie betrügt man nicht • Undank ist der Väter Lohn • Nie sollst du vergessen • Wer die Wahrheit sucht • Wo kein Zeuge ist • Am Ende war die Tat • Doch die Sünde ist scharlachrot • Wer dem Tode geweiht • Glaube der Lüge • Nur eine böse Tat • Bedenke, was du tust

 die Titel sind größtenteils auch als E-Book erhältlich)

Elizabeth George

Am Ende war die Tat

Roman

Deutsch
von Ingrid Krane-Müschén
und Michael J. Müschén

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2006
unter dem Titel »What Came Before He Shot Her«
bei HarperCollins Publishers, Inc., New York.

*Für Grace Tsukiyama
Politisch Liberale
Kreativer Geist
Mum*

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage
Neuausgabe August 2017
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Copyright © der Originalausgabe 2006
by Susan Elizabeth George
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007
by Blanvalet Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Lookphotos/Martin Kreuzer
FinePic®, München
Th · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-48618-2
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Lieber ein authentischer Mammon
als ein falscher Gott.

Louis MacNeice, *Autumn Journal*

Für Joel Campbell, elf Jahre alt, begann der Abstieg mit einer Busfahrt. Es war ein neuerer Bus, keiner dieser älteren Doppeldecker, er trug die Nummer 70 und bediente die Du Cane Road in East Acton – nur ein kurzes Stück auf dem nördlichen Abschnitt der Busroute, auf der es nicht sonderlich viel Bemerkenswertes zu sehen gab. Der südliche Abschnitt war ansehnlicher, führte am Victoria and Albert Museum und an den stattlichen weißen Gebäuden von Queen's Gate in South Kensington vorbei. Im Norden jedoch lagen Stationen, die sich wie eine Liste zu meidender Örtlichkeiten in London lasen: die *Swift Wash Laundry* an der North Pole Road, *H. J. Bent Bestattungsinstitut (Einäscherung und Bestattung)* auf der Old Oak Common Lane, das unsägliche Gewirr von Läden an der turbulenten Kreuzung, wo die Western Avenue zum Western Way wird und Autos und Lastwagen dem Stadtzentrum zustreben. Drohend über all dem, fast wie Charles Dickens' Feder entsprungen, ragt Wormwood Scrubs auf: nicht das von Bahnlinien begrenzte Stück Land namens Wormwood Scrubs, sondern das gleichnamige Gefängnis, das halb wie eine Festung, halb wie eine Klinik aussieht und ein Ort nicht enden wollender düsterer Realitäten ist.

Doch an diesem Januartag nahm Joel Campbell nichts von alledem zur Kenntnis, was draußen vor den Busfenstern vorüberglitt. Er war in Begleitung dreier weiterer Personen und spürte eine vage Hoffnung, dass sein Leben im Begriff war, sich zum Positiven zu wenden. Bis jetzt hatten East Acton und ein winziges Reihenhaus an der Henchman Street seine Lebensumstände umrissen: ein schäbiges Wohnzimmer und eine schmierige Küche im Erdgeschoss, drei Schlafzimmer oben und ein Fleckchen Grün vor dem Eingang, um welches die Gebäude

sich hufeisenförmig drängten wie Kriegerwitwen um ein Grab. Vor fünfzig Jahren mochte die Siedlung einmal hübsch gewesen sein, doch eine jede Generation ihrer Bewohner hatte Spuren hinterlassen, und die Spuren der derzeitigen Bewohner bestanden vornehmlich aus Müll vor den Haustüren, zerbrochenem Spielzeug auf dem Gehweg, der die Gebäude miteinander verband, Plastikschnemännern und pummeligen Nikoläusen und Rentieren, die von November bis Mai auf den Dächern der Erkerfenster residierten, und einer Schlampfütze inmitten des Rasens, die sich dort acht Monate des Jahres hielt und in der es wimmelte wie in dem Labor eines Insektenforschers. Joel war froh, diesen Ort hinter sich zu lassen, auch wenn sein Abschied eine lange Flugreise und ein neues Leben auf einer Insel mit sich brachte, die vollkommen anders war als die einzige Insel, die er bislang kannte.

»Ja-mai-ka.« Seine Großmutter sagte das Wort nicht, sie intonierte es vielmehr. Glory Campbell zog das »mai« in die Länge, bis es sich wie eine warme Brise anhörte, einladend und lau und verheißungsvoll. »Was sagt ihr dazu, ihr drei? Ja-mai-ka.«

»Ihr drei« waren die Campbell-Kinder – Opfer einer Tragödie, die sich eines Samstagvormittags auf der Old Oak Common Lane zugetragen hatte. Glorys ältester Sohn, der Vater der Kinder, war inzwischen ebenso tot wie ihr zweitältester, wenn auch unter völlig anderen Umständen. Die Kinder hießen Joel, Ness und Toby. Oder »arm' klein' Dinger«, wie Glory sie gern nannte, seit ihr Freund, George Gilbert, seinen Ausweisungsbescheid bekommen hatte und sie ahnte, worauf sein Leben fortan hinauslaufen würde.

»Arm' klein' Dinger« – diese Ausdrucksweise war neu und ungewohnt für Glory. Seit die Campbell-Kinder bei ihr lebten – was seit gut drei Jahren der Fall war und zum Dauerzustand zu werden schien –, hatte sie stets größten Wert auf eine korrekte Sprache gelegt. Auf der katholischen Mädchenschule von Kingston hatte sie selbst vor langer Zeit gelernt, Englisch zu sprechen wie die Queen. Das hatte ihr zwar nicht annähernd so viel genützt, wie sie gehofft hatte, als sie nach England

emigrierte, aber sie konnte ihr Hochenglisch immer noch aus dem Hut zaubern, wenn etwa eine Verkäuferin zurechtgestutzt werden musste, und sie wollte, dass auch ihre Enkelkinder die Fähigkeit erwarben, Leute zurechtzustutzen, wenn es sich je als notwendig erweisen sollte.

Doch als Georges Ausweisungsbescheid eintraf – nachdem der dicke Umschlag geöffnet worden war und sein Inhalt gelesen, verdaut und verstanden und nachdem alle juristischen Schritte, das Unvermeidliche wenigstens aufzuschieben, wenn schon nicht zu verhindern, sich als ergebnislos erwiesen hatten –, legte Glory ihren englischen Patriotismus von einer Sekunde zur nächsten ab. Wenn ihr George sich auf den Weg nach Ja-mai-ka machte, dann würde sie das auch tun. Dort brauchte man kein königlich-makelloses Englisch. Vielmehr konnte es dort sogar ein Hindernis sein.

Also wandelten sich Tonfall, Satzmelodie und Syntax von Glorys charmant antiquiert wirkender Hochsprache zum honigweichen Karibischen. Sie wurde wieder zur »Eingeborenen«, wie ihre Nachbarn sagten.

George Gilbert hatte London bereits verlassen. Beamte der Einwanderungsbehörde hatten ihn nach Heathrow eskortiert, um das Versprechen des Premierministers einzulösen, etwas gegen jene Besucher zu unternehmen, die ihr Visum »überstrapazierten«. Sie waren in einem Zivilfahrzeug gekommen und hatten unablässig auf ihre Uhren geschaut, während George sich ausführlich von Glory verabschiedete – angenehm beflügelt von jamaikanischem Red-Stripe-Bier, auf das er angesichts der bevorstehenden Rückkehr zu seinen Wurzeln umgestiegen war. »Kommen Sie, Mr. Gilbert«, hatten sie gesagt und ihn an den Armen gepackt. Einer hatte die Hand in die Tasche gesteckt, als wolle er Handschellen hervorziehen für den Fall, dass George nicht kooperierte.

Aber George hatte keine Einwände dagegen, sie zu begleiten. Nichts war in Glorys Haushalt mehr so wie früher, seit die Enkel dort aufgeschlagen waren wie drei menschliche Meteoriten aus einer Galaxie, die er nie so recht begriffen hatte. »Die seh'n

echt komisch aus, Glory«, hatte er manchmal gesagt, wenn er glaubte, die Kinder hörten es nicht. »Die Jungs jedenfalls, das Mädchen geht ja noch.«

»Bist du wohl still«, lautete Glorys Antwort dann immer. Schon das Blut ihrer eigenen Kinder war ein wildes Durcheinander, aber es war nichts im Vergleich zu dem Blut ihrer Enkel – und sie ließ nicht zu, dass irgendjemand sich über eine Tatsache mokierte, die ohnehin so unübersehbar war wie verbrannter Toast im Schnee. Außerdem war gemischtes Blut heutzutage keine Schande mehr wie in vergangenen Jahrhunderten. Es brandmarkte niemanden mehr.

Aber George schürzte die Lippen. Dann saugte er an den Zähnen, musterte die Campbell-Kinder aus dem Augenwinkel und bemerkte: »Die passen nicht nach Jamaika.«

Diese Einschätzung konnte Glory nicht abschrecken. Zumindest sah es so für ihre Enkel aus, als der Abschied von East Acton näher rückte. Glory verkaufte die Möbel. Sie verstaute die Küchenutensilien. Sie sortierte Kleider aus. Sie packte die Koffer, und als sich herausstellte, dass sie nicht ausreichend Platz hatten, um all das zu verstauen, was ihre Enkelin Ness mit nach Jamaika nehmen wollte, faltete sie diese Kleidungsstücke und stopfte sie in ihren Einkaufstrolley. Sie würden unterwegs einen zusätzlichen Koffer besorgen, verkündete sie.

Die kleine Prozession sorgte auf dem Weg zur Du Cane Road für Aufsehen: Glory führte sie an, in einem marineblauen Wintermantel, der ihr bis zu den Knöcheln reichte, und mit einem grün-orangefarbenen Turban auf dem Kopf. Ihr folgte der kleine Toby, trippelnd auf Zehenspitzen, wie es seine Gewohnheit war. Er trug einen aufgeblasenen Schwimmreifen um die Taille. Der Nächste, Joel, hatte seine liebe Mühe, Schritt zu halten, denn die beiden Koffer, die er schleppte, behinderten seine Schritte. Ness bildete die Nachhut. Sie hatte sich in eine Jeans gezwängt, die so eng war, dass man sich fragen musste, wie sie sich damit hinsetzen konnte, ohne dass die Nähte platzten. Das Mädchen stöckelte auf den zehn Zentimeter hohen Absätzen ihrer schwarzen Stiefel einher. Sie zog den Einkaufstrolley hinter

sich her, und sie war alles andere als glücklich darüber. Genau genommen war sie über gar nichts glücklich. Ihre Miene war voller Hohn; ihr Schritt drückte Verachtung aus.

Es war ein kalter Tag, einer von der Sorte, wie es sie nur in London im Januar gibt. Feuchtigkeit lag schwer in der Luft, vermischt mit Autoabgasen und dem Ruß längst verbotener Kohleöfen. Der Nachtfrost war nicht getaut, und vereiste Gehwegplatten lauerten auf unachtsame Fußgänger. Alles war grau: vom Himmel über die Bäume und Straßen bis hin zu den Gebäuden. Und alles war beherrscht von einer Atmosphäre der Hoffnungslosigkeit. Im schwindenden Tageslicht schienen Sonne und Frühling ein leeres Versprechen.

Selbst in London, wo man jeden nur denkbaren Anblick irgendwann schon einmal gesehen hatte, zogen die Campbell-Kinder im Bus neugierige Blicke auf sich; aus verschiedenen Gründen allerdings: Bei Toby waren es die mehr oder weniger kahlen Stellen an seinem Kopf, auf dem das Haar ungleichmäßig nachwuchs und für einen Siebenjährigen viel zu spärlich war – und natürlich der Schwimmreifen, der viel zu viel Platz beanspruchte, von dem er sich aber um keinen Preis trennen wollte. Auch Ness' Vorschlag: »Nimm das verdammte Ding einfach in die Hand«, stieß nicht auf Gegenliebe. Bei Ness selbst war es der unnatürlich dunkle Ton ihrer Haut, offensichtlich durch Make-up verstärkt, als wolle sie ihre ethnische Herkunft schwärzer malen, als sie tatsächlich war. Hätte sie die Jacke ausgezogen, wäre außer ihrer Jeans auch ihrer übrigen Kleidung einige Aufmerksamkeit zuteilgeworden: Das paillettenbesetzte Top ließ ihren Bauchnabel frei und offenbarte ein üppiges Dekolleté. In Joels Fall waren es die münzgroßen Pigmentflecken im Gesicht, die man beim besten Willen nicht mehr als Sommersprossen abtun konnte und die eine physische Folge der ethnischen und genetischen Scharmützel waren, die sein Blut vom Moment seiner Zeugung an ausgetragen hatte. Und wie bei Toby war auch sein Haar auffällig: Unbändig und widerspenstig stand es vom Kopf ab wie rostige Stahlwolle. Nur Toby und Joel sahen aus, als könnten sie möglicherweise mit-

einander verwandt sein; und keines der Kinder hatte auch nur die geringste Ähnlichkeit mit Glory.

Also fielen sie auf. Nicht nur nahmen sie mit ihren Koffern, dem Einkaufstrolley und den fünf randvollen Sainsbury-Plastiktüten, die Glory zu ihren Füßen abgestellt hatte, fast den ganzen Platz im Gang ein. Sie boten eben auch einen denkwürdigen Anblick.

Von den vieren waren sich nur Joel und Ness der Blicke der übrigen Fahrgäste bewusst, und sie reagierten unterschiedlich darauf. Joel las aus jedem Blick: »Gelbärschiger Bastard«, und jedes Mal, wenn ein Augenpaar sich hastig abwandte, schien es ihm, als werde sein Recht, auf Erden zu wandeln, in Abrede gestellt. Dieselben Blicke deutete Ness als musternde Lüstertheit, und sie war versucht, ihre Jacke aufzureißen, ihre Brust vorzustrecken und zu schreien: »Willst du das, Mann? Isses das hier, was du willst?«, wie sie es häufig auf der Straße tat.

Glory und Toby hingegen hielten sich in ihren eigenen Welten auf. Bei Toby war dies der Normalzustand – eine Tatsache, über die niemand in der Familie besonders gern nachdachte. Bei Glory lag es eher an ihrer momentanen Situation und an der Lösung, die sie anstrebte.

Der Bus quälte sich die Strecke entlang und ließ die Pfützen, die der letzte Regen hinterlassen hatte, aufspritzen. Ohne Rücksicht auf die Sicherheit der Fahrgäste, die sich an die Haltestangen klammerten, steuerte er die Haltestellen am Straßenrand an, und es wurde immer voller und enger. So wie immer im winterlichen Londoner Personennahverkehr lief die Heizung auf Hochtouren, und da kein Fenster außer dem des Fahrers geöffnet werden konnte, war die Atemluft nicht nur warm und stickig, sondern ebenso angefüllt mit jenen Mikroorganismen, die unverwehrt Niesen und Husten verbreiten.

All das gab Glory den Vorwand, den sie brauchte. Sie hatte die ganze Zeit über akribisch verfolgt, wo genau sie sich befanden, und wog alle nur erdenklichen Gründe ab, die sie für das, was sie zu tun gedachte, anführen konnte. Doch die Luft im Bus genügte völlig. Als sie auf Höhe der Chesterton Road

über die Ladbrooke Grove fahren, drückte sie entschlossen den roten Halteknopf. »Raus hier«, teilte sie den Kindern mit, und mitsamt ihrer Habseligkeiten drängten sie sich zur Tür und in die wohltuend kalte Luft hinaus.

Dieser Ort war meilenweit entfernt von Jamaika und selbst von jedwedem Flughafen, wo sie einen Flieger in Richtung Westen hätten besteigen können. Doch ehe irgendjemand sie auf diese Tatsachen aufmerksam machen konnte, rückte Glory ihren Turban zurecht, der im Gedränge des Busses in Schiefelage geraten war, und erklärte den Kindern: »Wir können ja wohl nich' nach Ja-*mai*-ka, ohne dass ihr euch von eurem Tantchen verabschiedet, was?«

Bei diesem »Tantchen« handelte es sich um Glorys einzige Tochter, Kendra Osborne. Obwohl sie nur eine Busfahrt von East Acton entfernt lebte, hatten die Campbell-Kinder sie im Laufe der letzten drei Jahre nur wenige Male gesehen, zu den obligatorischen Familientreffen an Weihnachten und Ostern. Nicht dass sie und Glory entfremdet gewesen wären. Die Wahrheit war, dass die Frauen einander missbilligten – und diese Missbilligung betraf ihren Umgang mit Männern. Mehr als zweimal im Jahr zur Henchman Street zu kommen, hätte bedeutet, dass Kendra George Gilbert arbeitslos und unvermittelbar im Haus herumlungern gesehen hätte. Ein Besuch in North Kensington hätte Glory ihrerseits der Gefahr ausgesetzt, einem Exemplar aus der endlosen Reihe von Männern zu begegnen, die Kendra aufgabelte und alsbald wieder abservierte. Die beiden Frauen betrachteten ihre seltenen Begegnungen als eine Art Waffenstillstand. Das Telefon reichte ihnen für gewöhnlich, um Kontakt zu halten.

Als die Kinder hörten, dass sie einen Umweg zu ihrer Tante Kendra machen sollten, um sich zu verabschieden, reagierten sie daher mit Verwirrung, Überraschung und Argwohn. Toby glaubte, sie seien in Jamaika angekommen. Joel bemühte sich, die plötzliche Abweichung von ihrem Plan zu verarbeiten, und Ness murmelte: »Ja, klar«, als habe ein heimlich gehegter Verdacht sich gerade bestätigt.

Glory hörte darüber hinweg und übernahm wieder die Führung. Sie ging davon aus, dass ihre Enkel ihr folgen würden wie die Küken der Entenmutter. Was sonst blieb ihnen auch übrig in einer Londoner Gegend, in der sie sich nicht auskannten?

Glücklicherweise war es kein weiter Weg von der Ladbroke Grove zum Edenham Estate, doch schon auf der Golbourne Road erregten sie erneut Aufmerksamkeit. Dort war Markttag, auch wenn die Zahl der Stände nicht so beeindruckend war wie auf der Church Road oder in der Umgebung der Brick Lane. Am Obst- und Gemüsestand von *E. Price & Söhne* bedienten zwei ältere Herren – Vater und Sohn, die in Wahrheit jedoch eher wie Brüder aussahen – zwei Kundinnen und kommentierten die vorüberziehende Karawane von Fremdlingen. Ihre Kundinnen waren selbst einmal als Fremde in die Gegend gekommen, aber Vater und Sohn Price hatten gelernt, ihnen mit Respekt zu begegnen. Es blieb ihnen auch nicht viel anderes übrig, denn in den sechzig Jahren, in denen sie den Obst- und Gemüsestand betrieben, hatten sie erlebt, wie die englische Bevölkerung des Viertels, das Golbourne Ward genannt wurde, erst von Portugiesen verdrängt wurde und diese von Marokkanern, und sie wussten, es war weise, diese zahlende Kundschaft anzuerkennen.

Doch die kleine Gruppe, die da die Straße entlangmarschierte, hatte offensichtlich nicht die Absicht, etwas an den Marktständen zu kaufen. Vielmehr hielten sie den Blick auf die Portobello Bridge geheftet, und bald schon hatten sie sie überquert. Ein Stück die Elkstone Road hinab auf der anderen Seite lag in Hörweite des unablässigen Getöses der Westway-Überführung und gleich neben einem mäandrierenden Park namens *Meanwhile Gardens* die Edenham-Siedlung. Das zentrale Element dieser Siedlung war der Trellick Tower, der mit anmaßendem Stolz in die Höhe ragte: dreißig Stockwerke Sichtbeton, Hunderte von Balkonen an der Westfassade, auf denen Satellitenschüsseln, bunte Sichtschutzplanen und flatternde Wäscheleinen wie Unkraut wucherten. Der freistehende Aufzugschacht, der durch ein System von Brücken mit dem Hauptgebäude verbunden

war, war das einzig Bemerkenswerte an diesem Turm. Davon abgesehen, glich er den meisten Massenunterkünften der Nachkriegszeit in der Stadt; riesige, graue Narben in der Landschaft, sichtbare Beweise fehlgeschlagener guter Absichten. Um den Turm gruppierte sich der Rest der Siedlung: Mehrfamilienhäuser, ein Seniorenheim und zwei Reihen mit Einfamilienhäuschen, die unmittelbar an *Meanwhile Gardens* grenzten.

In einem dieser Häuschen lebte Kendra Osborne. Dorthin führte Glory ihre Enkel, und mit einem Seufzer der Erleichterung ließ sie die Plastiktüten auf der oberen Treppenstufe vor Kendras Haustür fallen. Joel stellte die Koffer ab und rieb sich die schmerzenden Hände an den Seiten seiner Jeans. Toby blickte sich blinzelnd um, während seine Finger krampfhaft den Schwimmreifen kneteten. Ness rammte den Einkaufstrolley vor die Garagentür, verschränkte die Arme vor der Brust und warf ihrer Großmutter einen finsternen Blick zu, der zu sagen schien: Und was kommt als Nächstes, du Miststück?

Viel zu clever, dachte Glory beim Anblick ihrer Enkelin nervös. Ness war ihren Brüdern seit jeher immer ein gutes Stück voraus gewesen.

Glory wandte dem Mädchen den Rücken zu und drückte resolut die Klingel. Das Tageslicht schwand, und auch wenn Zeit angesichts ihres Plans nicht von essenzieller Wichtigkeit war, lag Glory doch daran, dass der nächste Abschnitt ihres Lebens möglichst bald beginne. Sie klingelte ein zweites Mal.

»Sieht nich' so aus, als würden wir uns hier von irgendetwem verabschieden, Gran«, bemerkte Ness säuerlich. »Dann geht's wohl jetz' gleich weiter zum Flughafen, was?«

Glory ignorierte sie. »Lass ma' hintenrum gucken«, schlug sie vor und führte die Kinder zurück zur Straße und den schmalen Pfad zwischen den beiden Häuserreihen entlang zu den winzigen Gärtchen, die sich hinter einer Ziegelmauer versteckten. »Halt ma' dein' Bruder hoch«, bat Glory Joel. »Toby, guck ma, ob da drin Licht an is'.« Und an niemand Speziellen: »Kann sein, sie is' wieder ma' mit einem von ihren Typen zugange. Die Kendra, die denkt eh nur an das Eine.«

Joel kniete sich hin, sodass Toby auf seine Schultern klettern konnte. Obwohl der Schwimmreifen ihn dabei erheblich behinderte, tat Toby wie geheißt, klammerte sich an die Mauer und murmelte: »Die hat 'nen Grill, Joel«, und starrte wie gebannt darauf.

»Is' Licht an?«, fragte Glory den Kleinen. »Toby, *im* Haus!«

Toby schüttelte den Kopf. Die dunklen Fenster im Obergeschoss konnte sie selbst sehen, und Glory nahm an, das hieß, dass auch im Erdgeschoss keine Lichter brannten. Aber wenn Glory sich auf eines verstand, war es Improvisation. »Tja ...«, sagte sie, rieb sich die Hände und wollte fortfahren, als Ness sie unterbrach.

»Jetzt müssen wir doch tatsächlich einfach so nach Jamaika fahren, was, Gran?« Ness war am Anfang des Pfades stehen geblieben, die Hände in die Hüften gestemmt, das Gewicht auf ein Bein verlagert, den freien Fuß vorgestreckt. Ihre Jacke stand weit offen, sodass ihr nackter Bauch, der gepiercte Nabel und ihr beachtliches Dekolleté zu sehen waren.

Verführerisch, kam es Glory in den Sinn, doch sie verdrängte den Gedanken schnell, *musste* ihn verdrängen, wie sie es sich in den vergangenen Jahren, da sie ständig in der Gesellschaft ihrer Enkelin gewesen war, eingetrichtert hatte.

»Wir könn' Tante Ken ja 'nen Zettel dalassen.«

»Kommt mit«, sagte Glory, führte sie zurück zur Vorderseite des Hauses, wo die Koffer, der Einkaufstrolley und die Plastiktüten in einem wilden Durcheinander herumstanden. Sie wies die Kinder an, sich auf die Eingangsstufe zu setzen, obwohl eigentlich auf einen Blick ersichtlich war, dass dort nicht genug Platz sein würde. Joel und Toby gehorchten, ließen sich zwischen den Tüten nieder, nur Ness blieb zurück, und ihr Ausdruck besagte, dass sie auf die unvermeidlichen Ausflüchte ihrer Großmutter geradezu lauerte.

»Ich bereite alles für euch vor«, sagte Glory. »Das dauert halt seine Zeit. Also fahr ich schon ma' vor und lass euch nachkommen, wenn in *Ja-mai-ka* alles bereit für euch ist.«

Ness schnaubte höhnisch. Sie schaute sich um, als suche sie einen Zeugen für die Lügen ihrer Großmutter. »Wir soll'n bei Tante Kendra bleiben, ja?«, fragte sie. »Weiß die das überhaupt schon, Gran? Is' sie überhaupt da? Oder in Urlaub? Oder umgezogen? Woher willst du überhaupt wissen, wo sie is'?«

Glory streifte sie mit einem Blick, wandte sich dann aber an die Jungen, die sich so viel bereitwilliger ihren Plänen beugen würden. Mit fünfzehn war Ness bereits viel zu gerissen. Aber mit elf und sieben hatten Joel und Toby noch viel zu lernen.

»Ich hab gestern mit eurer Tante gesprochen«, behauptete sie. »Die is' nur 'n paar Sachen einkaufen. Will was Besonderes für euch zum Abendessen holen.«

Wieder ein ungläubiges Schnauben von Ness. Ein ernstes Nicken von Joel. Ein rastloses Hin- und Herrutschen von Toby. Er zupfte an Joels Jeans. Joel legte ihm den Arm um die Schultern. Der Anblick wärmte den kleinen Teil von Glorys Herz, der solcher Regungen noch fähig war. Sie würden schon zurechtkommen, versicherte sie sich.

»Ich muss los«, sagte sie. »Und ich will, dass ihr drei hier bleibt. Wartet auf euer Tantchen, ja? Die kommt gleich wieder. Holt nur euer Abendessen. Ihr wartet hier auf sie, ja? Treibt euch nich' in der Gegend rum, ihr kennt euch nich' aus, und ich will nich', dass ihr hier rumirrt, kapiert? Ness, du passt auf Joel auf, und Joel, du auf Toby!«

»Ich werd doch nich' ...«, begann Ness. »Okay.« Das war alles, was Joel herausbrachte. Seine Kehle war zugeschnürt. Das Leben hatte ihn gelehrt, dass es Dinge gab, gegen die zu kämpfen keinen Sinn hatte, aber er hatte noch nicht gelernt, diese Dinge gar nicht erst an sich heranzulassen.

Glory gab ihm einen Kuss auf den Kopf. »Bis'n guter Junge«, sagte sie und tätschelte dann Toby abwesend. Schließlich ergriff sie ihren Koffer und zwei der Plastiktüten, trat zurück und atmete tief durch. Es war ihr nicht gerade recht, die Kinder hier allein zurückzulassen, aber sie wusste, Kendra würde bald nach Hause kommen. Sie hatte sie zwar nicht angerufen, aber Glory wusste: Abgesehen von ihrem Männerproblem war Ken-

dra ein Muster an Verantwortungsbewusstsein. Sie hatte einen Job und ließ sich gerade zu einem weiteren umschulen, um nach ihrer gescheiterten letzten Ehe wieder auf die Füße zu kommen. Was sie wollte, war ein richtiger Beruf. Völlig ausgeschlossen, dass Kendra sich einfach so verdrückt hatte. Sie würde bald zurück sein. Es war schließlich bereits Zeit fürs Abendessen.

»Rührt euch nich' hier weg, klar«, trug Glory ihren Enkeln auf. »Und gebt euerm Tantchen 'n dicken Kuss von mir.«

Mit diesen Worten wandte sie sich um. Ness versperrte ihr den Weg. Glory versuchte ein freundliches Lächeln. »Ich lass euch nachkommen, Liebes«, versicherte sie. »Du glaubs' mir zwar nich', das merk ich. Aber ich schwör bei Gott, Ness, ich lass euch nachkomm'. Ich und George suchen ein Haus, in dem wir alle wohnen könn', und wenn das fertig is' ...«

Ness machte auf dem Absatz kehrt und ging – nicht in Richtung Elkstone Road, wohin Glorys Weg führte, sondern in die entgegengesetzte Richtung, vorbei an dem Pfad, der hinter der Häuserreihe verschwand, und weiter nach Meanwhile Gardens und allem, was dahinter liegen mochte.

Glory sah ihr nach. Ness' Gang hatte etwas Gestelztes, und die Absätze ihrer Stiefel knallten wie Peitschenschläge in der kalten Luft. Und wie Peitschenschläge traf der Laut Glorys Gesicht. Sie hatte den Kindern nie Unrecht zufügen wollen. Auf manche Dinge hatte man einfach keinen Einfluss.

Sie rief Ness nach: »Soll ich George was von dir ausrichten? Er richtet ein Haus für dich ein, Nessa.«

Ness' Schritte beschleunigten sich. Sie stolperte über eine Unebenheit im Gehweg, fiel aber nicht hin. Im nächsten Moment war sie um die Ecke verschwunden, und Glory lauschte vergeblich auf eine Antwort. Sie gierte nach etwas, was sie beruhigte und ihr bewies, dass sie nicht versagt hatte.

»Nessa? Vanessa Campbell?«, rief sie noch einmal.

Die einzige Antwort war ein gequälter Schluchzer, und Glory spürte, wie es ihr das Herz zerriss. Sie suchte bei den zwei Jungen, was deren Schwester ihr verweigert hatte.

»Ich hol euch nach«, sagte sie. »Ich und George, wenn wir

das Haus fertig haben, bitten wir Tante Ken, alles in die Wege zu leiten. Ja-*mai-ka*.« Sie sang das Wort. Ja-*mai-ka*.

Toby rückte noch näher zu Joel. Joel nickte.

»Ihr glaubt mir doch?«, fragte ihre Großmutter.

Joel nickte wieder. Er wusste nicht, was er sonst hätte tun sollen.

Die Straßenlaternen gingen bereits an, als Ness das niedrige Ziegelgebäude am Rand von *Meanwhile Gardens* umrundete – eine Kindertagesstätte, um diese Zeit allerdings unbesucht, und als Ness einen Blick durchs Fenster warf, sah sie eine ältere Frau, die offenbar gerade dabei war, Feierabend zu machen. Hinter dem Gebäude breitete sich der Park aus wie ein Fächer. Ein Pfad schlängelte sich zwischen baumbestandenen Hügeln hindurch und führte zu einer Treppe. Diese Treppe schraubte sich in einer stählernen Spirale zu einer Brücke empor, die wiederum den *Paddington-Arm* des *Grand Union Canal* überspannte. Der Kanal bildete die nördliche Begrenzung von *Meanwhile Gardens*, trennte *Edenham Estate* von einem Sammelsurium von Bauwerken – moderne, schicke Mehrfamilienhäuser, Seite an Seite mit alten Mietskasernen, die daran erinnerten, dass ein Leben am Wasser nicht seit jeher als besonders erstrebenswert gegolten hatte.

Ness nahm einen Teil all dessen wahr, aber nicht alles. Sie steuerte auf die Treppe zu, die Brücke mit dem Eisengeländer und die Straße, die hinter dieser Brücke lag.

Innerlich brannte sie – so schlimm, dass ihr danach war, ihre Jacke zu Boden zu werfen und darauf herumzutrampeln. Aber trotz der Hitze in ihrem Innern war sie sich der Januarkälte bewusst, spürte sie dort, wo ihre Haut nackt war. Und sie fühlte sich unentrinnbar gefangen zwischen der innerlichen Hitze und der äußerlichen Kälte.

Sie erreichte die Treppe, ohne das Augenpaar zu bemerken, das sie aus dem Schatten einer jungen Eiche auf einem der Hügel in *Meanwhile Gardens* beobachtete. Ebenso wenig war sie sich des zweiten Augenpaares bewusst, das ihre Schritte über

den Grand Union Canal von unterhalb der Brücke verfolgte. Sie wusste nicht, dass nach Einbruch der Dunkelheit – und manchmal auch schon eher – gewisse Transaktionen in *Meanwhile Gardens* durchgeführt wurden. Bargeld wanderte von einer Hand zur anderen, wurde verstohlen gezählt, und ebenso verstohlen wechselten illegale Substanzen den Besitzer. Und tatsächlich: Als Ness die Brücke erreichte, lösten die beiden Beobachter sich aus der Dunkelheit und traten aufeinander zu. Sie handelten ihre Geschäfte in so routinierter Weise ab, dass Ness es für ein vollkommen harmloses, freundschaftliches Treffen gehalten hätte, hätte sie es denn gesehen.

Aber sie war voll und ganz mit ihren eigenen Belangen beschäftigt: Sie musste der Hitze in ihrem Innern ein Ende setzen. Sie hatte weder Geld noch kannte sie sich in dieser Gegend aus, aber sie wusste, wonach sie Ausschau halten musste.

Von der Brücke aus sah sie sich um, um sich zu orientieren. Gegenüber lag ein Pub, dahinter je eine lange Häuserreihe auf beiden Straßenseiten. Ness schaute sich den Pub genauer an, entdeckte aber weder darin noch davor irgendetwas Vielversprechendes, also ging sie zu den Häusern hinüber. Irgendwo in der Nähe würden ein paar Geschäfte sein. Nach kaum fünfzig Metern fand sie, was sie suchte.

Vor einem *Pizza-Take-away* stand eine Gruppe von fünf Teenagern: drei Jungen und zwei Mädchen, allesamt Farbige, wenn auch unterschiedlicher Couleur. Die Jungen trugen Schlalberjeans, die Kapuzen ihrer *Sweatshirts* auf den Köpfen, schwere Anoraks darüber – eine Art Uniform in diesem Teil *North Kingstons*. Ihre Montur zeigte dem Betrachter auf einen Blick, wo die Loyalität des Trägers lag. Ness wusste das. Und sie wusste auch, was von ihr erwartet wurde: Sie musste Härte mit Härte begegnen. Doch das war kein Problem für sie.

Die beiden Mädchen taten bereits genau das: Sie standen mit halb geschlossenen Lidern und herausgereckter Brust an die Scheibe von *Tops Pizza* gelehnt und schnipsten Asche von ihren *Zigaretten* auf den Gehweg. Wenn eine etwas sagte, warf sie dabei den Kopf zurück, während die Jungen sie umschlichen

und sich aufplusterten wie Gockel: »Du bis' echt scharf. Los, komm mit, wir mach'n Party.«

»Was hängste eigentlich noch hier rum? So toll ist die Gegend auch nicht. Ich könnt dir ma' was richtig Tolles zeigen ...«

Gelächter. Ness spürte, wie sich die Zehen in ihren Stiefeln krümmten. Es war immer das Gleiche: ein Ritual, das nur in den Folgen seines Ausganges variierte.

Die Mädchen spielten mit. Ihre Rolle schrieb vor, nicht zögerlich, sondern vielmehr verächtlich zu reagieren. Zögern machte Hoffnung; Verächtlichkeit hingegen hielt das Feuer in Gang. Was leicht zu haben war, war uninteressant.

Ness trat näher. Die Gruppe verstummte – in dieser einschüchternden Weise, die Heranwachsende an den Tag legen, wenn ein Fremder in ihre Mitte tritt. Ness wusste, wie wichtig es war, als Erste das Wort zu ergreifen. Das Wort, nicht die Erscheinung, prägte den ersten Eindruck, wenn man auf der Straße mehr als einem Menschen begegnete.

Sie nickte kurz in ihre Richtung und steckte die Hände in die Jackentaschen. »Wisst ihr, wo ich hier was kriegen kann?«, fragte sie. Sie presste ein Lachen hervor, warf dann einen Blick über die Schulter. »Scheiße. Ich könnt was brauchen.«

»Ich hätt da was, was du brauchen kannst, Süße.« Ness hatte keine andere Reaktion erwartet. Es war der größte der Jungen gewesen. Ness sah ihn scharf an und musterte ihn von Kopf bis Fuß, noch ehe er das Gleiche mit ihr tun konnte. Sie spürte, wie die beiden Mädchen sich ob der Invasion in ihr Territorium anspannten, und sie wusste, dass alles von ihrer Erwiderung abhing.

Sie verdrehte die Augen und wandte die Aufmerksamkeit den Mädchen zu. »Von den Typen hier is' ja wohl nix zu erwarten, was?«

Die Üppigere der beiden lachte. Genau wie die Jungen nahm sie Ness in Augenschein, aber auf eine andere Art. Sie untersuchte Ness auf ihr Integrationspotenzial. Um ihr die Sache zu erleichtern, fragte Ness: »Lässte mich ma' ziehen?«, und zeigte auf die Zigarette.

»Is' aber kein Joint.«

»Is' klar«, erwiderte Ness. »Aber wenigstens etwas. Und wie gesagt, ich kann echt was brauchen.«

»Süße, ich sag doch, ich hab genau, was du brauchst'. Wir geh'n um die Ecke, und ich zeig's dir!« Wieder der Große. Die anderen grinnten. Sie traten von einem Fuß auf den anderen, schlugen die Fäuste gegeneinander und lachten.

Ness ignorierte sie. Das Mädchen reichte ihr die Zigarette, und sie nahm einen tiefen Zug. Sie musterte die beiden Mädchen, genau wie umgekehrt.

Niemand stellte sich vor. Das war Teil des Rituals. Einen Namen zu nennen, hieß, einen Schritt zu machen, und niemand wollte der Erste sein.

Ness gab die Zigarette zurück.

»Also, was willstest?«

»Scheißegal«, antwortete Ness. »Koks, Gras, Olly, Ecstasy – irgendwas. Ich bin grad einfach nur so was von down, weißte.«

»Ich wüsst da was ...« Wieder der Große.

»Halt's Maul«, sagte das Mädchen. Und dann zu Ness: »Was haste denn dabei? Hier gibt's nämlich nix umsonst.«

»Ich kann zahlen«, versicherte Ness. »Solang's nich' unbedingt Cash sein muss.«

»Hey, na dann, Baby ...«

»Halt's Maul«, fuhr das Mädchen den Großen wieder an.

»Du nervst, Greve, kapiert?«

»Eh, Six, du reißt ganz schön die Klappe auf!«

»Heißt du so?«, fragte Ness sie. »Six?«

»Ja«, antwortete sie knapp. »Das da is' Natasha. Und du?«

»Ness.«

»Cool.«

»Also, wo krieg ich hier was?«

Six deutete mit einer Kopfbewegung zu den Jungen hinüber. »Von denen garantiert nich'. Die reißen hier gar nix, das is' ma' klar.«

»Also, wo?«

Six' Blick suchte einen der Jungen. Er stand ein Stück außerhalb des Kreises, schweigsam, beobachtend. »Liefert er heut Abend was?«

Der Junge zuckte nur leicht die Achseln, sagte jedoch nichts. Er sah Ness unfreundlich an. Schließlich sagte er: »Kommt drauf an. Und selbst wenn, heißt das noch lang nicht, dass er was lockermacht. Und überhaupt, er verschenkt nix, und er macht auch keine Deals mit Schlampen, die er nich' kennt.«

»Ma' halblang, Dashell«, entgegnete Six ungeduldig. »Die is cool, okay? Sei nich' so'n Arsch.«

»Es geht nich' nur um 'nen einmaligen Deal«, schaltete Ness sich ein. »Ich hab vor, regelmäßig zu kaufen.« Sie verlagerte das Gewicht von einem Fuß auf den anderen und wieder zurück – ein kleiner Tanz, der signalisierte, dass sie ihn anerkannte, seine Position in der Gruppe und seine Macht über sie.

Dashell sah von Ness zu den beiden anderen Mädchen. Seine Beziehung mit ihnen schien schließlich den Ausschlag zu geben. »Okay, ich frag ihn«, sagte er zu Six. »Klappt aber bestimmt nich' vor halb zwölf.«

»Cool«, erwiderte Six. »Wo bringt er's hin?«

»Wenn er überhaupt was rausrückt. Da mach dir ma' kein' Kopf. Er findet dich schon.« Ein kurzes Nicken zu den anderen beiden Jungen, und sie schlenderten in Richtung Harrow Road davon.

Ness sah ihnen nach. »Und der kann liefern?«, fragte sie Six.

»Klar. Er weiß, wen er anrufen muss. Der labert nicht nur, was, Tash?«

Natasha nickte und sah Dashell und seinen Freunden nach. »Der sorgt schon für uns«, sagte sie. »Aber nur der Tod ist umsonst hier in der Gegend.«

Es war eine Warnung, aber Ness war überzeugt, dass sie mit jedem fertig werden konnte. So wie sie die Lage einschätzte, war es gleichgültig, wie sie an das Zeug kam. Worauf es ankam, war Vergessen, und zwar für so lange wie möglich.

»Ich kann schon auf mich aufpassen«, versicherte sie Natasha. »Und was geht jetzt? Is' noch 'ne Weile bis halb zwölf.«

Unterdessen warteten Joel und Toby weiter auf ihre Tante und saßen gehorsam auf der obersten der vier Stufen, die zur Haustür führten. Von hier aus boten sich ihnen zwei Aussichten: Trelick Tower mit seinen Balkonen und Fenstern, hinter denen seit mindestens einer Stunde die Lampen brannten; und die Häuserreihe direkt gegenüber. Nichts davon war interessant genug, um die Gedanken oder die Fantasie eines elfjährigen Jungen und seines siebenjährigen Bruders anzuregen.

Die Sinne der Jungen waren nichtsdestotrotz voll und ganz in Anspruch genommen: von der Kälte, dem unablässigen Verkehrslärm, der von der Überführung und von der U-Bahn von der »Hammersmith and City«-Linie herüberdrang, die in dieser Gegend keineswegs unterirdisch verlief, und – zumindest soweit es Joel betraf – von der zunehmenden Notwendigkeit, eine Toilette aufzusuchen.

Sie kannten diese Gegend nicht, darum nahm sie in der Dämmerung, die rasch zur Dunkelheit wurde, etwas Bedrohliches an. Schon die Männerstimmen, die sich näherten, konnten Gefahr bedeuten: Drogendealer, Straßenräuber, Einbrecher, Taschendiebe ... Der Klang dröhnender Rapmusik aus einem vorüberfahrenden Auto auf der Elkstone Road westlich von ihnen mochte die Ankunft des Anführers einer Straßengang ankündigen, der sie anpöbelte und ein Pfand verlangte, das sie nicht würden zahlen können. Jeder, der in den Edenham Way einbog – die kleine Gasse, an der das Haus ihrer Tante lag –, würde sie sofort bemerken, argwöhnische Fragen stellen und vielleicht sogar die Polizei rufen, wenn sie keine befriedigenden Antworten gaben. Polizei würde kommen. Dann das Jugendamt. Und »Jugendamt« – dieses Wort, das zumindest in Joels Vorstellung nur aus Großbuchstaben bestand – war etwa genauso Furcht erregend wie der Schwarze Mann. Während die Eltern anderer Kinder vielleicht frustriert oder nur um Gehorsam zu erwirken ausrufen mochten: »Tu, was ich sage, oder

ich schwöre, du kommst ins Heim«, war diese Drohung für die Campbell-Kinder durchaus real. Glory Campbells Abreise hatte sie nur noch einen Schritt näher dorthin gebracht. Ein Anruf bei der Polizei würde ihr Schicksal besiegeln.

So war Joel nicht sicher, was er tun sollte, als er und Toby schon über eine Stunde auf ihre Tante warteten. Er musste dringend zur Toilette, aber wenn er einen Passanten ansprach oder an einer Tür klingelte und fragte, ob er das Badezimmer benutzen dürfe, lief er Gefahr, Verdacht – oder zumindest Aufmerksamkeit – zu erregen. Also presste er die Beine zusammen und versuchte, sich auf etwas anderes zu konzentrieren. Zur Auswahl standen die bereits genannten Lärmquellen und sein kleiner Bruder.

Toby weilte in einer Welt, in der er schon seit langem den Großteil seiner Tage verbrachte. Er nannte sie *Sosi*, und sie war bevölkert von Leuten, die freundlich mit ihm sprachen, die für ihre Liebe zu Kindern und Tieren ebenso bekannt waren wie für ihre tröstlichen Umarmungen, die sie großzügig verteilten, wann immer ein kleiner Junge sich ängstigte. Mit angezogenen Knien und dem Schwimmreifen immer noch um den Bauch hatte Toby einen Platz, wo er sein Kinn ruhen lassen konnte, und das tat er, seit Joel und er sich auf der obersten Stufe niedergelassen hatten. Er hielt die Augen die ganze Zeit geschlossen.

Seine Sitzposition gewährte Joel freien Blick auf den Kopf seines Bruders – das Letzte, was Joel sehen wollte, abgesehen vielleicht von dem gelegentlichen beängstigenden Fußgänger, der durch die Siedlung kam. Denn Tobys Kopf mit den großen kahlen Stellen glich einer Anklage, einer bitteren Erinnerung an ein Pflichtversäumnis. Die Ursache für die kahlen Stellen war Klebstoff gewesen. Eine Horde junger Taugenichtse hatte die zähe Masse über seinem Kopf ausgeschüttet, und nur mittels einer Schere hatte sich das Ergebnis in einer schmerzhaften Prozedur entfernen lassen. Diese Horde angehender Gangster und die Grausamkeiten, die sie bei jeder Gelegenheit mit Toby getrieben hatten, waren zwei der Gründe, warum Joel nicht

traurig war, East Acton zu verlassen. Wegen dieser Halbstar-ken hatte Toby niemals allein losgehen können, um sich bei *Ankaran Food & Wine* ein paar Süßigkeiten zu kaufen, und wenn Glory Campbell ihm gelegentlich Geld fürs Mittagessen statt eines Sandwichs mitgegeben hatte, besaß Toby die Mün-zen zur Mittagszeit nur dann noch, wenn seine Peiniger sich ausnahmsweise einmal ein anderes Opfer gesucht hatten.

Joel wollte den Kopf seines Bruders nicht anschauen, weil der Anblick ihn daran erinnerte, dass er nicht da gewesen war, als die Jugendlichen Toby wieder einmal zugesetzt hatten. Da Joel sich zum Beschützer seines kleinen Bruders ernannt hatte, hatte es in seiner Brust gebrannt, dass er kaum atmen konnte, als Toby die Henchman Street entlanggekommen war, die Ka-puze seines Anoraks am Kopf festgeklebt. Und als Glory, de-ren Schuldgefühle sich gern in Wut ausdrückten, zu wissen ver-langte, wie Joel zulassen konnte, dass seinem kleinen Bruder so etwas zustieß, hatte er nur beschämt den Kopf senken können.

Joel holte Toby ins Hier und Jetzt zurück, um ihn nicht län-ger ansehen zu müssen, aber auch, weil der Drang, die Blase zu leeren, allmählich unerträglich wurde. Er wusste, dass sein Bruder nicht schlief, aber ihn seiner Traumwelt zu entreißen, war, als versuche man, ein schlafendes Baby zu wecken. Als Toby endlich den Kopf hob, stand Joel auf und sagte verwe-gener, als er sich fühlte: »Komm, Mann, wir geh'n uns ma'n bisschen umseh'n hier.« Toby war in höchstem Maße erfreut, »Mann« genannt zu werden, und willigte sofort ein, ohne den berechtigten Einwand vorzubringen, dass es unklug wäre, ihre Habseligkeiten in einer Gegend zurückzulassen, wo sie mögli-cherweise gestohlen werden konnten.

Sie gingen in die Richtung, die auch Ness eingeschlagen hat-te: an den Häusern entlang auf *Meanwhile Gardens* zu. Doch statt an der Kindertagesstätte vorbeizugehen, folgten sie dem Pfad, der die rückwärtigen Gartenmauern der Häuserreihe säumte. Dieser Pfad führte zum östlichen Teil des Parks, der sich hier zu einem Streifen Buschwerk verzüngte, begrenzt von einem asphaltierten Weg und dem Kanal dahinter.

Joel konnte dem Gebüsch nicht widerstehen. »Sekunde, Tobe«, sagte er, und während Toby treuherzig zu ihm aufblinzelte, tat Joel das, was die meisten Männer in London ohne jedes Schamgefühl tun, wenn der Drang sie überkommt: Er pinkelte in die Büsche. Die Erleichterung war sagenhaft. Sie gab ihm neuen Schwung. Die Ängste, die die Siedlung zuvor in ihm ausgelöst hatte, waren so gut wie verflogen, und er nickte in Richtung des Asphaltwegs jenseits des Gebüschs und setzte sich in Bewegung. Toby folgte.

Nach gut dreißig Schritten blickten sie auf einen Teich hinab. Das Wasser glitzerte schwarz und bedrohlich, doch ein Wasservogel, der im Uferschilf hockte und mit dem Schnabel klappte, vertrieb die unheimliche Stimmung. Schwaches Licht fiel auf einen Holzsteg. Ein gewundener Pfad führte dorthin, und die Jungen eilten hinunter. Sie polterten über die Holzbohlen und knieten am Rand des Stegs nieder. Links und rechts von ihnen flohen Enten ins Wasser und paddelten davon.

»Cool, was, Joel?« Toby schaute sich lächelnd um. »Wir könnten uns hier ein Fort bau'n. Bitte! Wenn wir's hinter den Büschen da bau'n, kann keiner ...«

»Pssst!« Joel legte seinem Bruder eine Hand auf den Mund. Er hatte gehört, was Toby in seiner Erregung nicht wahrgenommen hatte: Mehrere Personen gingen oben den Fußweg am Grand Union Canal entlang – junge Männer, dem Klang der Schritte nach.

»Gib ma' den Joint rüber, Mann. Sei nich' so geizig.«

»Was zahlst 'n? Ich bin doch nich' das Sozialamt, Mann.«

»Komm schon, du lieferst hier doch eh überall Gras und Dope aus.«

»Hey, geh mir nich' auf'n Sack.«

Die Stimmen verhallten. Sobald die Jungen fort waren, stand Joel auf und kletterte die Böschung hinauf. Toby flüsterte ängstlich seinen Namen, aber Joel brachte ihn mit einer schnellen Geste zum Schweigen. Er wollte wissen, wer diese Jungen waren, um abschätzen zu können, was dieser Ort für sie bereithielt. Oben angekommen, konnte er auf dem Pfad jedoch

nichts als Schemen erkennen, Silhouetten an der Wegbiegung. Es waren vier, alle identisch gekleidet: weite Jeans, Sweatshirts mit hochgezogenen Kapuzen und Anoraks. Behindert durch den tiefhängenden Schritt ihrer Hosen, hatten sie einen schlurfenden Gang. Auf den ersten Blick wirkten sie alles andere als bedrohlich. Aber ihre Unterhaltung hatte etwas anderes offenbart.

Auf Joels rechter Seite erhob sich ein Ruf, und er entdeckte in der Ferne jemanden auf der Brücke, die den Kanal überspannte. Zu seiner Linken wandten die Jungen sich um, um zu sehen, wer sie gerufen hatte. Ein Rasta, meinte Joel zu erkennen. Er hielt eine Sandwichtüte in der ausgestreckten Hand.

Joel hatte genug erfahren. Er duckte sich und glitt die Böschung hinab zu Toby. »Wir hau'n lieber ab, Mann«, sagte er und zog Toby auf die Füße.

»Wir könn' ein Fort bauen ...«, begann Toby.

»Nicht jetzt«, zischte Joel. Er führte ihn in die Richtung, aus der sie gekommen waren, bis sie zurück vor der Haustür ihrer Tante und vergleichsweise in Sicherheit waren.

Kendra Osborne kehrte an diesem Abend um kurz nach sieben nach Edenham zurück. Sie kam in einem alten Fiat Punto um die Ecke der Elkstone Road geknattert. Bekannte konnten Kendra in ihrem Kleinwagen immer mühelos an der Beifahrertür erkennen, auf die irgendjemand in blutrot triefender Farbe »Blas mir einen« gesprayt hatte. Kendra hatte die krude Aufforderung stehen lassen, nicht weil sie es sich nicht hätte leisten können, die Tür neu lackieren zu lassen, sondern weil ihr einfach die Zeit dazu fehlte. Sie arbeitete an der Kasse in einem Wohltätigkeitsladen der AIDS-Stiftung auf der Harrow Road und bastelte gleichzeitig an einer Karriere als Masseurin. Letztere befand sich allerdings noch in den Kinderschuhen. Kendra hatte achtzehn Monate lang Kurse am Kensington and Chelsea College besucht, und seit sechs Wochen versuchte sie, sich als freiberufliche Masseurin zu etablieren.

Dabei hatte sie vor, zweigleisig zu verfahren: Sie wollte das kleine Gästezimmer in ihrem Haus für die Kunden nutzen, die lieber zu ihr kommen wollten, und gedachte, mit einem zusammenklappbaren Massagetisch und den Ölen im Kofferraum diejenigen Kunden zu besuchen, die in den eigenen vier Wänden massiert werden wollten. Die Kosten für die Anfahrt würde sie natürlich berechnen. Nach und nach würde sie genügend Geld sparen, um ihren eigenen kleinen Massagesalon zu eröffnen.

Massage- und Sonnenstudio. Sonnenbänke und Massageliegen. Das war es, was ihr vorschwebte, und damit bewies sie ein gewisses Einfühlungsvermögen in die Psyche ihrer bleichgesichtigen Mitbürger. Da in diesen Breitengraden das Wetter häufig verhinderte, dass man sich schöner und vor allem natürlich gebräunter Haut erfreuen konnte, hatten mindestens drei Generationen weißer Engländer sich an den seltenen Tagen, da

die Sonne schien, regelmäßig Verbrennungen ersten oder gar zweiten Grades eingehandelt. Kendra hatte die Absicht, die Neigung dieser Menschen, sich ultravioletten Strahlen auszusetzen, gewinnbringend zu nutzen. Mit der Sonnenbräune, die sie ersehnten, würde Kendra sie anlocken, um sie dann später mit den Segnungen einer therapeutischen Massage bekannt zu machen. Denjenigen Kunden wiederum, die sie schon bei sich oder bei ihnen zu Hause massiert hatte, würde sie die zweifelhaften Vorzüge von Sonnenbänken anpreisen – der perfekte Plan zum sicheren Erfolg.

Kendra wusste, all das würde viel Zeit und Mühe kosten, aber sie war noch nie vor harter Arbeit zurückgeschreckt. In diesem Punkt unterschied sie sich grundlegend von ihrer Mutter. Und das war nicht der einzige Aspekt, in dem Kendra Osborne und Glory Campbell sich unterschieden.

Der zweite war – Männer. Ohne Mann fühlte Glory sich verängstigt und unvollkommen, ganz gleich, was er darstellte oder wie er sie behandelte. Allein deshalb saß sie auch genau in diesem Moment am Abflug-Gate des Flughafens, auf dem Weg zu einem heruntergekommenen jamaikanischen Alkoholiker mit fragwürdiger Vergangenheit und absolut keiner Zukunft. Kendra hingegen stand auf eigenen Füßen. Sie war zweimal verheiratet gewesen. Einmal verwitwet und jetzt geschieden, sagte sie gern; sie habe »ihre Zeit abgebußt« – mit einem Hauptgewinn und einer totalen Niete –, und derzeit verbüßte ihr zweiter Mann gerade seine Zeit. Sie hatte nichts gegen Männer, aber sie war zu der Einsicht gekommen, dass sie nur dazu taugten, gewisse körperliche Bedürfnisse zu befriedigen.

Wenn diese Bedürfnisse sie überkamen, hatte Kendra nie Probleme, einen Mann zu finden, der sich der Angelegenheit annahm. Einen Abend mit ihrer besten Freundin um die Häuser gezogen, und in der Regel war das Problem gelöst, denn mit vierzig war Kendra immer noch eine kaffeebraune, exotische Schönheit, und sie war durchaus bereit, ihr Äußeres einzusetzen, um zu bekommen, was sie wollte: ein bisschen Spaß ohne Verpflichtungen. In Anbetracht ihrer Karrierepläne hatte sie in

ihrem Leben keinen Platz für einen liebeskranken Mann, der irgendetwas anderes von ihr wollte als bloßen – wenn auch geschützten – Sex.

Als Kendra in die schmale Garageneinfahrt vor ihrem Haus einbog, waren Joel und Toby bereits seit einer Stunde von ihrem Ausflug zum Ententeich in *Meanwhile Gardens* zurück und saßen mit tauben Hinterteilen in der eisigen Kälte wieder auf der Treppe. Kendra entdeckte ihre Neffen zuerst nicht, weil die Straßenlaterne schon seit letztem Oktober kaputt war, und es sah nicht so aus, als hätte irgendjemand die Absicht, sie in naher Zukunft zu reparieren. Was sie stattdessen sah, war ein Einkaufstrolley, den irgendwer mit Habseligkeiten vollgestopft und dann vor ihrer Garage abgestellt hatte.

Zunächst glaubte Kendra, die Sachen seien für den Secondhandladen bestimmt, und obwohl sie es nicht sonderlich schätzte, wenn die Nachbarn ihre aussortierten Kleidungsstücke vor ihrer Haustür abluden, statt sie zur Harrow Road zu bringen, wäre es Kendra dennoch nicht in den Sinn gekommen, Waren zu verschmähen, die sich vielleicht noch verkaufen ließen. Darum war sie immer noch bester Laune, als sie aus dem Wagen stieg, um den Trolley beiseitezuschieben. Sie hatte einen erfolgreichen Nachmittag in einem Fitnessstudio in der Portobello Green Arcade verbracht, wo sie ihre Sportmassagen vorgeführt hatte.

Dann sah sie die Jungen, ihre Koffer und Plastiktüten. Auf einen Schlag verspürte Kendra Furcht, und Erkenntnis folgte der Furcht auf dem Fuße.

Sie schloss die Garage auf und öffnete das Tor, ohne ein Wort an ihre Neffen zu richten. Sie wusste ganz genau, was jetzt kommen würde, und sie fluchte – leise genug, dass die Jungen sie nicht hören konnten, aber doch so laut, dass es ihr ein klein wenig Erleichterung verschaffte: »Scheiße.« Und: »Diese blöde alte Kuh.« Dann stieg sie wieder in den Fiat, setzte ihn in die Garage und sann fieberhaft auf einen Ausweg, um sich nicht mit dem Problem befassen zu müssen, das ihre Mutter dort vor ihrer Haustür abgeladen hatte. Ihr fiel nichts ein.

Sie stieg wieder aus und umrundete den Wagen, um ihren Massagetisch aus dem Kofferraum zu holen. Joel und Toby standen auf und traten näher, blieben jedoch unsicher an der Hausecke stehen, Joel vorn, Toby wie üblich sein getreuer Schatten.

Ohne Gruß oder Vorrede sagte Joel: »Gran sagt, sie muss erst ein Haus einrichten, eh' wir zu ihr nach Jamaika zieh'n könn'. Sie holt uns, wenn alles fertig is'. Sie sagt, wir soll'n hier auf sie warten.«

Kendra antwortete nicht. Die Stimme ihres Neffen und sein hoffnungsvoller Tonfall trieben ihr Tränen in die Augen, was weit mehr mit der Grausamkeit ihrer Mutter als mit Kendras eigenen Empfindungen zu tun hatte.

Joel fuhr noch eifriger fort: »Wie geht's dir denn so, Tante Ken? Soll ich mit anfass'n?«

Toby schwieg. Er blieb in der dunklen Einfahrt zurück und vollführte einen kleinen Tanz auf Zehenspitzen – eine bizarre Ballerina, die ein Solo tanzte. In einem Wasserballett.

»Warum zum Henker trägt er dieses Ding?«, fragte Kendra Joel und machte eine schnelle Kopfbewegung hin zu seinem Bruder.

»Den Schwimmreifen? Den mag er im Moment einfach am liebsten. Gran hat ihn ihm zu Weihnachten geschenkt, weißte noch? Sie hat gesagt, in Jamaika kann er ...«

»Ich weiß, was sie gesagt hat«, unterbrach Kendra schroff. Der plötzliche Zorn, den sie verspürte, richtete sich nicht gegen ihren Neffen, sondern gegen sich selbst, weil ihr plötzlich aufging, dass sie es damals schon hätte ahnen müssen. Schon an Weihnachten hätte ihr klar werden müssen, was Glory Campbell im Schilde führte, gleich im ersten Moment, als sie feierlich verkündet hatte, sie wolle ihrem nichtsnutzigen Freund zurück in ihrer beider Heimatland folgen. Kendra hätte sich ohrfeigen können, weil sie Scheuklappen getragen hatte.

»Die Kinder werden Jamaika lieben«, hatte Glory gesagt. »Und George wird besser zurechtkommen. Mit den Kindern, mein' ich. War nich' leicht für ihn, weiß' du, drei Kinder und

wir in der winzigen Bude. Wir steh'n uns gegenseitig auf den Füßen.«

Und Kendra hatte erwidert: »Du kannst sie nicht nach Jamaika verschleppen. Was ist mit ihrer Mutter?«

Worauf Glory geantwortet hatte: »Carole wird wahrscheinlich nich' ma' merken, dass sie weg sind.«

Während Kendra noch den Massagetisch aus dem Kofferraum wuchtete, wurde ihr klar, dass Glory irgendwann genau dieses Argument als Ausrede vorbringen würde, in dem Brief, der lange nach ihrer Abreise kommen würde, wenn sie es nicht länger aufschieben konnte. *Ich habe gründlich darüber nachgedacht*, würde sie erklären. Kendra wusste, ihre Mutter würde ihr einstmals makellooses Englisch für diesen Anlass verwenden und nicht das jamaikanische, das sie sich in Vorbereitung auf ihr neues Leben wieder zugelegt hatte. *Und ich habe mich daran erinnert, was du über die arme Carole gesagt hast. Du hattest recht, Ken. Ich kann ihr die Kinder nicht wegnehmen und so eine große Entfernung zwischen sie bringen.* Und damit wäre die Angelegenheit erledigt. Ihre Mutter war kein boshafter Mensch, aber sie hatte immer fest daran geglaubt, dass man Prioritäten setzen musste. Und da Glorys oberste Priorität immer das eigene Wohl gewesen war, war es unwahrscheinlich, dass sie je etwas zu ihrem eigenen Nachteil tun würde. Drei Enkelkinder in Jamaika in ein und demselben Haushalt mit einem unnützen, arbeitslosen, Karten spielenden, Fernseh glotzenden Exemplar übergewichtiger und übel riechender Männlichkeit, an das Glory sich mit aller Gewalt klammerte, weil sie nie in der Lage gewesen war, auch nur eine Woche lang ohne Mann auszukommen, und in dem Alter war, da Männer nicht mehr so leicht zu haben waren ... Ein solches Szenario musste selbst einem minderbemittelten Volltrottel als nachteilig erscheinen.

Kendra knallte den Kofferraumdeckel zu. Sie stöhnte, als sie den schweren Klapptisch am Griff packte.

Joel eilte hinzu, um ihr zu helfen. »Ich nehm das, Tante Ken«, sagte er, als glaube er wirklich, dass er mit der Größe und dem Gewicht fertig werden konnte.

Wider Willen schmolz Kendra ein wenig. »Geht schon. Aber du könntest das Garagentor schließen. Und bring den Trolley und eure anderen Sachen ins Haus.«

Während Joel ihrer Anweisung folgte, sah Kendra zu Toby. Der kurze Moment der Versöhnlichkeit verflog. Was sie sah, waren das Rätsel, das jeder sah, und die Verantwortung, die niemand wollte. Die einzige Antwort auf die Frage, was denn mit Toby eigentlich nicht stimmte, die man je zu geben gewagt hatte, war das nutzlose Etikett »defizitäres Sozialverhalten« gewesen, und in dem allgemeinen Chaos, das kurz vor seinem vierten Geburtstag zur Normalität geworden war, hatte niemand den Mut aufgebracht, den Dingen weiter auf den Grund zu gehen. Auch Kendra wusste nicht mehr über dieses Kind, als was sie vor sich sah – und dennoch fand sie sich plötzlich in der Zwangslage, mit ihm zurechtkommen zu müssen, bis sie eine Möglichkeit auftat, sich dieser Verantwortung wieder zu entledigen.

Als sie ihn so dastehen sah – mit dem lächerlichen Schwimmreifen, den kahlen Stellen am Kopf, die Jeans zu lang, die Turnschuhe mit Klebeband verschlossen, weil er nie gelernt hatte, sich die Schuhe zu binden –, wollte sie am liebsten einfach weglaufen.

»Na«, sagte sie kurz angebunden zu Toby. »Und du? Alles klar?«

Toby hielt in seinem Tanz inne und sah zu Joel, auf der Suche nach einem Hinweis darauf, was er tun sollte. Als Joel ihm keinen Hinweis gab, sagte er zu seiner Tante: »Ich muss ma'. Is' das hier Jamaika?«

»Tobe. Du weiß', dass es das nich' is'«, warf Joel ein.

»*Nicht ist*«, verbesserte Kendra. »Sprich anständig in meiner Gegenwart. Ich weiß, dass du dazu in der Lage bist.«

»Tobe, das hier *ist nicht* Jamaika«, sagte Joel folgsam.

Kendra führte die Jungen ins Haus und schaltete die Lichter im Erdgeschoss ein, während Joel zwei Koffer, die Plastiktüten und den Trolley hereinbrachte. An der Tür blieb er stehen und sah sich verstohlen um. Er war nie zuvor im Haus seiner Tante

gewesen. Was er sah, war eine noch kleinere Wohnstatt als das Haus an der Henschman Street.

Im Erdgeschoss gab es nur zwei Zimmer, dahinter versteckt ein winziges WC. Eine Art Essecke gleich am Eingang, dann die Küche mit einem Fenster, das jetzt nachtschwarz war und Kendras Spiegelbild zurückwarf, als sie das Deckenlicht einschaltete. Zwei Türen im rechten Winkel zueinander machten die hintere linke Küchenecke aus. Eine führte in den Garten mit dem Grill, den Toby gesehen hatte, die andere stand offen und gewährte einen Blick auf die Treppe. Zwei Stockwerke lagen darüber, wie Joel später entdecken sollte. Im ersten befand sich das Wohnzimmer, im zweiten das Bad und zwei Schlafzimmer.

Kendra schleppte den Massagetisch auf die Treppe zu. Joel eilte zu ihr, um ihr zu helfen. »Soll der nach oben, Tante Ken? Ich kann das machen. Ich bin stärker, als ich ausseh.«

»Kümmere dich um Toby«, erwiderte Kendra. »Sieh ihn dir doch an, er muss zum Klo.«

Joel sah sich suchend nach einer Toilette um, ein Blick, den Kendra vielleicht hätte sehen und interpretieren können, hätte sie irgendetwas wahrgenommen außer dem Gefühl, dass die Wände ihres Hauses auf sie einstürzten. Sie machte sich an den Aufstieg. Joel, der keine Fragen stellen wollte, die ihn vielleicht dumm erscheinen ließen, wartete, bis er seine Tante auf der Treppe hörte, wo das anhaltende Gepolter darauf hinwies, dass sie den Massagetisch in die oberste Etage brachte. Dann schloss er die Gartentür auf und führte seinen Bruder hastig ins Freie. Toby erhob keine Einwände, sondern pinkelte in das erstbeste Blumenbeet.

Als Kendra zurück nach unten kam, standen die Jungen wieder bei den Koffern und dem Einkaufstrolley. Kendra hatte eine Weile in ihrem Schlafzimmer verharrt und versucht, sich zu beruhigen, einen Schlachtplan zu entwerfen, doch ihr war keine Lösung eingefallen, die ihr Leben nicht vollkommen auf den Kopf stellen würde. Sie war an dem Punkt angelangt, da sie eine Frage stellen musste, deren Antwort sie lieber gar nicht

hören wollte. Sie wandte sich an Joel. »Und wo ist Vanessa? Ist sie mit eurer Großmutter gegangen?«

Joel schüttelte den Kopf. »Sie läuft da draußen irgendwo rum«, antwortete er. »Sie wa' zickig und ...«

»Wütend«, verbesserte Kendra. »Nicht zickig. Wütend. Verärgert. Aufgebracht.«

»Verärgert«, stimmte Joel zu. »Sie war verärgert und ist wegelaufen. Aber sie kommt bestimmt bald zurück.« Diese Vermutung sprach er aus, als sei er überzeugt, seine Tante müsse glücklich ob dieser Aussicht sein. Dabei kam die Sorge für das ungebärdige, aufsässige Mädchen auf der Liste der Dinge, die Kendra am Hals haben wollte, nur knapp an vorletzter Stelle vor der Sorge um Toby.

Eine fürsorglich veranlagte Frau hätte an diesem Punkt begonnen, den beiden bedauernswerten Kindern, die an ihrer Türschwelle gestrandet waren, eine anständige Mahlzeit zu bereiten, wenn nicht gar ihr Leben neu zu organisieren. Sie wäre die Treppe ein zweites Mal hinaufgestiegen, um ihnen in einem der zwei Schlafzimmer eine Bettstatt zu bereiten. Das notwendige Mobiliar dafür war zwar nicht vorhanden, schon gar nicht in dem Zimmer, das Kendra für die Massagen eingerichtet hatte, aber sie besaß doch ausreichend Bettzeug, das man am Boden ausbreiten konnte, und Handtücher, die sich zu Kissen zusammenrollen ließen. Und dann hätte die Suche nach Ness begonnen. Aber all das lag Kendra vollkommen fern, also ging sie zu ihrer Tasche und holte eine Schachtel Benson & Hedges heraus. Sie zündete sich eine Zigarette am Gasherd an und überlegte, was nun zu tun war. Das Klingeln des Telefons erlöste sie.

Ihr erster Gedanke war, dass Glory überraschend Gewissensbisse bekommen hatte und anrief, um ihr zu sagen, sie habe sich die Sache mit George Gilbert, Jamaika und den Kindern, für die sie sorgen musste, noch einmal anders überlegt. Doch die Anruferin war Kendras beste Freundin Cordie, und sobald Kendra deren Stimme hörte, fiel ihr ein, dass sie heute Abend verabredet waren, um miteinander auszugehen. In einem Club namens »No Sorrow« wollten sie trinken, rauchen, reden, Mu-

sik hören und tanzen – allein, zusammen oder mit einem Partner. Sie wollten Männer aufreißen, um sich zu beweisen, dass sie noch anziehend waren, und falls Kendra beschloss, mit ihrer Eroberung ins Bett zu gehen, würde sie Cordie, die glücklich verheiratet war, am nächsten Tag per Handy in einer detaillierten Nacherzählung an ihren Freuden teilhaben lassen. So machten sie es immer, wenn sie zusammen ausgingen.

»Na, schon die Tanzschuhe an?«, fragte Cordie. Es sollte der Prolog zu Kendras neuem Leben werden.

Kendra verspürte nicht nur das körperliche Verlangen nach einem Mann, sondern sie hatte dieses Verlangen auch schon seit einer ganzen Woche in sich getragen und lediglich mit der Schuftereier im Laden und ihrer Massageausbildung überspielt. Bei dem Wort »Tanzschuhe« flammte das Gefühl wieder auf und wurde so intensiv, dass sie erkannte: Sie konnte sich nicht einmal mehr erinnern, wann sie zum letzten Mal für einen Mann die Beine breit gemacht hatte.

Also überlegte sie fieberhaft. Wohin mit den Jungen, damit sie rechtzeitig ins No Sorrow kam, solange dort die Auswahl noch gut war? Im Geiste ging sie den Inhalt ihres Kühlschranks und ihre Vorräte durch. Es musste doch irgendetwas geben, was sie schnell zusammenbrutzeln und ihnen vorsetzen konnte. Angesichts der fortgeschrittenen Stunde hatten sie wahrscheinlich Hunger. Außerdem musste sie das Massagezimmer herrichten, damit sie heute Nacht dort schlafen konnten. Sie würde Handtücher und Laken ausgeben und ihnen das Bad zeigen, und dann ab ins Bett mit ihnen. All das musste doch rechtzeitig zu bewerkstelligen sein, um immer noch um halb zehn mit Cordie im No Sorrow sein zu können.

Kendra antwortete auf die schnoddrige Art, die sie immer wählte, wenn sie mit ihrer Freundin sprach: »Polier sie grad. Wenn ich sie auf Hochglanz krieg, lass ich das Höschen weg, kannst du mir glauben.«

Cordie lachte. »Du bist doch echt 'ne Schlampe. Wie viel Uhr?«

Kendra sah zu Joel. Er und Toby standen noch immer neben

den Koffern, der Reißverschluss an Tobys Jeans nur halb geschlossen, und beide Jungen trugen noch ihre Winterjacken, zugeknöpft bis obenhin. »Wann geht ihr normalerweise schlafen?«, fragte sie Joel.

Joel überlegte. Es gab eigentlich keine feste Schlafenszeit. In ihrem Leben hatte es über die Jahre so viele Veränderungen gegeben, dass niemand auch nur daran gedacht hätte, so etwas wie feste Zeitpläne einzuführen. Er versuchte zu erraten, welche Antwort seine Tante wohl von ihm erhoffte. Offenbar war jemand am anderen Ende der Leitung, der auf eine gute Nachricht wartete, und die gute Nachricht schien vorauszusetzen, dass er und Toby frühestmöglich zu Bett gingen. Er blickte zu der Wanduhr über der Spüle. Es war Viertel nach sieben.

Seine Antwort war ebenso willkürlich wie unwahr: »So um halb neun, Tante Ken. Aber wir könnten auch jetzt geh'n, oder, Tobe?«

Toby stimmte anderen Menschen grundsätzlich immer zu, es sei denn, es ging um die Wahl des Fernsehprogramms. Er nickte bereitwillig.

Und Kendra Osborne spürte, wie ihr Leben eine neue Richtung einschlug. Obwohl es ihr ganz und gar nicht gefiel, spürte sie es so deutlich, dass sie es nicht harmloser umschreiben konnte. Sie fühlte so etwas wie einen Haarriss in ihrem Herzen und dass ihr Geist niederzutaumeln drohte. Rauchen, Tanzen, Aufreißen, Vögeln: All das musste warten. Ihr Griff um den Telefonhörer erschlaffte, und sie wandte sich zum nachtschwarzen Fenster um. Sie lehnte die Stirn dagegen und spürte den Druck von kaltem, glattem Glas auf der Haut. Sie sprach nicht zu Cordie oder den Jungen, sondern zu sich selbst: »Du lieber Gott.« Es war kein Gebet.

Die folgenden Tage waren nicht einfach, und die Gründe dafür entzogen sich Kendras Kontrolle. Die Invasion ihrer jungen Verwandten hatte ihr ohnehin schon kompliziertes Leben vollends durcheinandergebracht. Allein die Grundversorgung – Mahlzeiten, saubere Kleidung und genügend Toilettenpapier – bereitete

ihr Schwierigkeiten, doch noch schlimmer als alles andere war Ness.

Kendras Erfahrung im Umgang mit fünfzehnjährigen Mädchen beschränkte sich darauf, dass sie selbst einmal eines gewesen war – ein Umstand, der eine Frau nicht unbedingt dafür qualifizierte, mit einer anderen in der schlimmsten Phase der Pubertät fertig zu werden. Und Ness' Pubertät – schwierig genug mit all den Herausforderungen, denen eine heranwachsende junge Frau sich stellen musste, angefangen von Gruppenzwang bis hin zu hässlichen Pickeln am Kinn – war bislang weitaus steiniger gewesen, als Kendra ahnte.

An dem Tag, als Glory Campbell die Kinder auf der Fußmatte ihrer Tochter abgeladen hatte, war Ness selbst um Mitternacht noch nicht zurück gewesen. Kendra hatte sich auf die Suche nach ihr gemacht; schließlich kannten die Campbell-Kinder dieses Viertel nicht gut genug, um sich herumzutreiben – erst recht nicht nachts. Nicht nur konnten sie sich im Gewirr der Hochhauslabyrinth verirren, deren fragwürdige Bewohner noch fragwürdigeren Aktivitäten nachgingen. Als junge Frau allein auf der Straße war Ness überdies schlicht und ergreifend gefährdet. Kendra selbst fühlte sich nie unsicher, aber das lag daran, dass sie stets zügig ging und grimmig dreinschaute, was ihr schon bei so mancher nächtlichen Zufallsbegegnung gute Dienste erwiesen hatte.

Nachdem Joel und Toby sich auf dem Fußboden im Massagezimmer schlafen gelegt hatten, machte sie sich mit dem Auto auf die Suche – ohne Erfolg. Sie fuhr nach Süden bis Notting Hill Gate, nach Norden bis zur Kilburn Lane. Je später es wurde, umso zahlreicher wurden die umherziehenden Straßengangs – Männer und Jungen, die wie Fledermäuse bei Dunkelheit hervorkamen, um zu sehen, was das Viertel ihnen darbot.

Schließlich hielt sie an der Polizeiwache Harrow Road, einem beeindruckenden viktorianischen Backsteinbau, der alle umstehenden Gebäude überragte, als wolle er verkünden, dass er noch lange hier zu stehen gedenke. Sie sprach die diensthabende

Beamtin an – eine wichtigtuerische, weiße Polizistin vom Rang eines Constables, die sich alle Zeit der Welt ließ, ehe sie von ihrem Papierkram aufschaute. Nein, lautete die Antwort, es seien heute keine fünfzehnjährigen Mädchen auf die Wache gebracht worden ... *Madam*. Zu einem anderen Zeitpunkt hätte Kendra vielleicht gespürt, wie die Haare auf ihren Armen sich auf die kleine Verzögerung zwischen »worden« und »Madam« hin aufrichteten. Doch an diesem Abend war Geringschätzung ihre geringste Sorge, und so ließ sie es auf sich beruhen und fuhr eine letzte Runde durch die nähere Umgebung. Doch von Ness keine Spur.

Das Mädchen ließ sich die ganze Nacht nicht blicken. Erst gegen neun am nächsten Morgen klopfte sie an Kendras Tür.

Auf die Frage, wo in aller Welt Vanessa die ganze Nacht gewesen sei, ihre Tante sei ganz krank vor Sorge gewesen, antwortete Ness, sie habe sich verlaufen, und nachdem sie eine Weile herumgeirrt sei, habe sie ein unverschlossenes Gemeindehaus drüben im Wornington Estate gefunden. Dort habe sie Schutz gesucht und sei schließlich eingeschlafen. »Sorry«, schloss sie und trat zur Kaffeemaschine, wo das abgestandene Gebräu vom Vorabend noch immer nicht durch frischen Morgenkaffee ersetzt worden war. Sie schenkte sich eine Tasse ein und entdeckte die Benson & Hedges ihrer Tante auf dem Tisch, wo Joel und Toby vor zwei Schalen mit Frühstücksflocken saßen, die sich Kendra hastig von einer Nachbarin geborgt hatte. »Kann ich 'ne Kippe, Tante Ken?«, fragte sie, und an Joel gewandt: »Was glotzte denn so?«

Als Joel den Kopf wieder über sein Frühstück beugte, versuchte Kendra, die Stimmung in der Küche zu eruieren, um herauszufinden, was hier eigentlich los war. Sie wusste, dass irgendetwas nicht stimmte – irgendetwas, was sie nicht so leicht würde ausmachen können –, aber sie hatte keine Ahnung, wie sie den Dingen auf den Grund gehen konnte.

»Warum bist du weggelaufen?«, fragte Kendra das Mädchen. »Warum hast du nicht wie deine Brüder einfach gewartet, bis ich nach Hause kommen würde?«

Ness zuckte die Achseln – eine Gewohnheit, zu der sie sich so häufig hinreißen ließ, dass Kendra irgendwann den Wunsch verspürte, ihre Schultern festzunageln – und griff nach der Zigaretenschachtel.

»Ich habe nicht gesagt, dass du dir eine nehmen kannst, Vanessa.«

Ness zog die Hand zurück. »Dann eben nich?.« Und etwas verzögert: »Tut mir leid.«

Diese Entschuldigung bewog Kendra zu der Frage, ob sie wegen ihrer Großmutter davongelaufen sei. »Wegen Jamaika? Weil sie euch hiergelassen hat? All das. Du hättest jedes Recht ...«

»Jamaika?«, wiederholte Ness und schnaubte. »Scheißdreck. Ich such mir hier 'n Job und 'ne eigene Bude. Hatte schon lang die Schnauze voll von der alten Kuh. Kann ich jetzt 'ne Kippe oder was?«

Da auch Kendra von Glorys zwischenzeitlich hochenglischem Einfluss geprägt worden war, gedachte sie nicht, sich Ness' Version ihrer Muttersprache länger zumuten zu lassen. »Sprich nicht so, Vanessa! Du kannst doch vernünftig reden. Also tu es!«

Ness verdrehte die Augen. »Von mir aus. Kann. Ich. Eine. Zigarette. Haben?« Sie sprach jeden einzelnen Laut überdeutlich aus.

Kendra nickte. Sie stellte keine weiteren Fragen über Ness' Abwesenheit in der vergangenen Nacht und deren mögliche Gründe, und das Mädchen steckte sich die Zigarette auf die gleiche Weise an, wie Kendra es am gestrigen Abend getan hatte: an der Flamme des Gasherds.

Kendra bäugte Ness, genau wie umgekehrt. Beide sahen für einen kurzen Moment die Gelegenheit, die sich ihnen bot. Für Kendra war es die Einladung, in die Mutterrolle zu schlüpfen, die ihr versagt geblieben war. Für Ness war es ein ebenso flüchtiger Blick auf ein Vorbild, auf einen Menschen, zu dem sie selber einmal werden konnte. So weilten sie beide einen Augenblick fern der Realität in einem Land der Möglichkeiten. Dann erinnerte Kendra sich an alles, was sie in ihrem Leben

gerade unter einen Hut zu bringen versuchte, und Ness entsann sich dessen, was sie so verzweifelt vergessen wollte. Sie brachen den Blickkontakt. Kendra wies die Jungen an, sich mit dem Frühstück zu beeilen. Ness zog an ihrer Zigarette und trat ans Fenster, um einen Blick auf den grauen Wintertag draußen zu werfen.

Dann machte Kendra sich daran, ihrer Nichte die Illusionen bezüglich eines Jobs und einer eigenen Wohnung zu rauben. In ihrem Alter, erklärte sie Ness, werde niemand sie einstellen. Das Gesetz verlangte, dass sie die Schule besuchte. Ness nahm dies besser auf als befürchtet, wenn auch in genau der Weise, die Kendra erwartet hatte: mit einem Achselzucken. »Von mir aus, Ken.«

»Ich heiÙe Kendra, Vanessa.«

»Von mir aus.«

Dann begann der mühevollle Prozess, die Kinder in einer Schule unterzubringen. Ein Drahtseilakt, für den Kendras wohl-tätiger Arbeitgeber ihr nur eine Stunde am Ende jedes Arbeits-tages freigab, um sich diesem und all den anderen Problemen zu widmen, die die plötzliche Anwesenheit dreier Kinder in ihrem Leben verursachten. Sie hatte die Wahl, ihren Job im Laden der AIDS-Stiftung aufzugeben, was sie sich nicht leisten konnte, oder mit den Beschränkungen zu leben, die er ihr auferlegte. Sie entschied sich für Letzteres. Dass es auch noch eine dritte Möglichkeit gab, war eine Erkenntnis, über die sie häufiger nachdachte, während sie sich abmühte, preiswerte, aber brauchbare Möbel für das Gästezimmer zu finden, und die Wäsche von vier Personen zum Waschsalon schleppte statt nur ihre eigene.

Die dritte Möglichkeit war das Jugendamt. Kendra musste nur dort anrufen. Erklären, dass sie hoffnungslos überfordert sei. Doch um Gavins willen konnte Kendra diesen Weg nicht einschlagen. Ihr Bruder Gavin, der Vater der Kinder; alles, was er sich angetan hatte. Und nicht nur das, sondern auch all das, was das Leben Gavin angetan hatte, bis hin zu seinem vorzeiti-gen und unnötigen Tod.

Die Kinder in ihren Haushalt zu integrieren und auf Schulen unterzubringen, dauerte zehn Tage. In dieser Zeit blieben sie zu Hause, während Kendra selbst zur Arbeit ging. Ness hatte die Aufsicht, und die einzige Unterhaltung war das Fernsehen. Ness hatte strengste Auflagen, im Haus zu bleiben, und soweit Kendra es beurteilen konnte, befolgte sie diese auch. Sie war daheim, wenn ihre Tante morgens zur Arbeit ging und wenn sie am späten Nachmittag heimkehrte. Die Tatsache, dass Ness die dazwischenliegenden Stunden des Tages durch Abwesenheit glänzte, blieb Kendra verborgen, und die Jungen hielten dicht. Joel sagte nichts, weil er wusste, welche Folgen es für ihn haben würde, wenn er seine Schwester verpfeff. Toby sagte nichts, weil es ihm nicht auffiel. Solange der Fernseher lief, konnte er sich nach Sosi zurückziehen.

Auf diese Art und Weise hatte Ness zehn Tage Zeit, sich mit dem Leben in North Kensington vertraut zu machen, was ihr keinerlei Schwierigkeiten bereitete. Six und Natasha waren notorische Schulschwänzer und nur zu gern bereit, Ness in die neue Umgebung einzuführen: Sie zeigten ihr den kürzesten Weg hinunter zum Queensway, wo sie bei Whiteley's herumlungern konnten, bis man sie wegjagte, und die besten Stellen, wo sie Kerle anquatschen konnten. Wenn sie nicht gerade damit beschäftigt waren, besorgten sie ihr Stoff, der ihr Leben glücklicher machen sollte. Damit war Ness jedoch vorsichtig. Sie wusste, es war klug, ihre fünf Sinne beisammenzuhaben, spätestens wenn ihre Tante von der Arbeit nach Hause kam.

Joel beobachtete all dies und hätte gerne etwas dazu gesagt. Aber er war zwischen widerstreitenden Loyalitäten gefangen: einerseits seiner Schwester gegenüber, die er kaum noch erkannte, geschweige denn verstehen konnte, andererseits seiner Tante gegenüber, die sie bei sich aufgenommen hatte, statt sie irgendwohin abzuschieben. Also schwieg er und sah Ness – die immer peinlich genau darauf achtete, sich zu waschen, auch das Haar und notfalls die Kleider, bevor Kendra nach Hause kam – kommen und gehen, und er wartete auf das, was unweigerlich kommen musste.

Was allerdings zuerst kam, war Holland Park, die dritte Gesamtschule, die Kendra auf der Suche nach einem Platz für Joel und Ness kontaktiert hatte. Wenn es ihr nicht gelänge, sie in einer Schule in der Nähe unterzubringen, würden sie jeden Tag nach East Acton zurückfahren müssen, was Kendra weder für die Kinder noch für sich selbst wünschte. Sie hatte es zuerst bei einer katholischen Schule versucht, weil sie hoffte, dass ein religiöses und, wie sie annahm, diszipliniertes Umfeld genau das Richtige war, um Ness auf den rechten Pfad zurückzuführen. Doch dort gab es keine freien Plätze. Also hatte sie es als Nächstes bei einer anglikanischen Schule versucht, wo sie jedoch die gleiche Antwort erhielt. Als Drittes probierte sie die Holland Park School, und dort hatte sie schließlich Erfolg. Es gab gleich mehrere freie Plätze, und die Kinder mussten lediglich die Aufnahmetests bestehen – und Schuluniformen besorgen.

Joel in die mittel- und dunkelgrau gehaltene Schulmontur zu stecken, war nicht weiter schwierig. Ness hingegen war nicht so kooperativ. Sie hatte nicht die Absicht, »in so Scheißklamotten rumzulaufen«. Kendra wies sie ob der Formulierung zurecht, stellte für die Zukunft ein Bußgeld von fünfzig Pence für jede linguistische Entgleisung in Aussicht und erwiderte, dass Ness diese Uniform sehr wohl tragen werde.

Es hätte der Auftakt zu einem Kräfteressen sein können, aber Ness gab nach. Kendra gestattete sich, erfreut zu sein, und war naiv genug zu glauben, sie habe diese Runde für sich entschieden. Sie konnte ja nicht ahnen, dass Ness nicht die Absicht hatte, für Geld oder gute Worte überhaupt zur Holland Park School zu gehen, und dass es ihr vollkommen gleich sein konnte, ob ihre Tante nun eine Uniform für sie kaufte oder nicht.

Nachdem Joel und Ness also untergebracht waren, blieb noch Toby zu versorgen. Wo immer er auch zur Schule ging, es musste irgendwo auf dem Weg zu der Bushaltestelle sein, von wo aus Ness und Joel nach Holland Park fuhren. Obwohl keiner von ihnen es offen aussprach, wussten sie doch alle, dass

man Toby nicht allein zur Schule gehen lassen konnte, und Kendra würde ihrem eigenen Massagesalon – dessen Planung ohnehin auf Eis lag, seit sie die Jungen auf ihrer Türschwelle vorgefunden hatte – niemals auch nur einen Schritt näher kommen, wenn sie gleichzeitig ihren Job im AIDS-Laden behielt und Toby zu Fuß oder mit dem Auto zur Schule fahren und wieder abholen musste.

Dieses Problem kostete sie weitere zehn Tage. Es hätte einfach sein können, denn rund um Edenhams Estate lagen Grundschulen in allen Richtungen, einige davon sogar direkt an dem Weg, den Tobys Geschwister zur Bushaltestelle nahmen. Aber Kendra hatte kein Glück: Entweder gab es in diesen Schulen keine freien Plätze oder keine geeignete Betreuung für jemanden mit Tobys »besonderen Bedürfnissen«, wie sie es nach einer kurzen Unterhaltung mit dem Jungen nannten. Kendra fing bereits an zu befürchten, sie müsse das Kind permanent bei sich behalten – ein schrecklicher Gedanke! –, als die Direktorin der Middle Row School sie auf das Westminster Learning Centre an der Harrow Road aufmerksam machte, nur ein kurzes Stück vom Laden der AIDS-Stiftung entfernt. Toby könne die Middle Row School besuchen, erklärte sie, vorausgesetzt, er nehme zusätzlich Sonderunterricht im Lernzentrum. »Um seine Schwierigkeiten in den Griff zu bekommen«, fügte die Direktorin hinzu, als glaube sie tatsächlich, so etwas wie Förderunterricht könne seine psychischen Probleme beheben.

Es war, als sei alles vorherbestimmt. Auch wenn Middle Row für Ness und Joel nicht auf dem direkten Weg zur Bushaltestelle lag, trennte doch nur ein fünfminütiger Fußweg Tobys Schule von der Haltestelle an der Ladbrooke Grove. Und Toby nach der Schule im nahen Lernzentrum zu wissen, bedeutete, dass sie auch ein Auge auf Ness und Joel haben konnte, die ihren kleinen Bruder jeden Tag dorthin bringen sollten. Kendras Plan sah vor, dass die älteren Geschwister sich bei dieser Aufgabe abwechseln und auf dem Weg bei ihr vorbeischaun sollten.

Bei all dem hatte Kendra die Rechnung ohne Ness gemacht. Das Mädchen ließ ihre Tante denken und planen, was immer

sie wollte. Sie war recht geschickt darin geworden, Kendra Sand in die Augen zu streuen, und wie so viele Halbwüchsige, die sich allmächtig vorkommen, weil es ihnen eine Zeit lang gelungen ist, unbemerkt über die Stränge zu schlagen, glaubte sie, sie könne ewig so weitermachen.

Natürlich täuschte sie sich.

Die Holland Park School schien ein Widerspruch in sich. Sie lag in einer der besten Wohngegenden Londons: ein grünes Viertel mit freistehenden Stadtvillen aus roten Ziegeln und weißem Stuck, ansprechenden Mehrfamilienhäusern mit teuren Apartments und unerschwinglichen Maisonettewohnungen. Die große Mehrheit der Schüler kam jedoch aus den verrufenen Siedlungen nördlich der Themse. Die Anwohner des Viertels waren weiß, die Schüler der Holland Park School hingegen bewegten sich ausschließlich auf der Farbskala von Braun bis Schwarz.

Joel Campbell hätte blind oder dumm sein müssen, um zu glauben, er passe in die unmittelbare Umgebung der Schule. Nachdem er herausgefunden hatte, dass es zwei Wege vom 52er Bus zur Schule gab, wählte er immer den, der ihn weniger abweisenden Blicken von Frauen in Kaschmirmänteln aussetzte, die ihre Yorkshireterrier ausführten – oder auch denen ihrer Kinder, die von Au-pair-Mädchen in Range Rovern zu besseren Schulen gefahren wurden. Er wählte den Fußweg, der ihn zur Ecke Notting Hill Gate führte. Von dort ging er in westlicher Richtung zur Campden Hill Road, statt weiter mit dem Bus zu fahren, was ihn gezwungen hätte, einige jener Straßen entlangzugehen, in die er so gut gepasst hätte wie ein verbeulter Käfer in eine Rolls-Royce-Ausstellung.

Vom ersten Tag an absolvierte er den Schulweg allein, nachdem er Toby am Tor der Middle Row School abgeliefert hatte. Ness – in die graue Schuluniform gekleidet und mit einem Rucksack auf dem Rücken – ging nur mit bis zur Golbourne Road. Dort verließ sie ihre Brüder und zog ihrer Wege, ihr Busgeld in der Tasche.

Wieder und wieder schärfte sie Joel ein: »Wehe, du verpfeifs' mich! Dann kannst du was erleben!«

Joel nickte und schaute ihr nach. Er hätte ihr gern gesagt, dass es nicht nötig sei, ihm zu drohen. Er werde sie niemals verpfeifen. Wann hätte er das je getan? Zum einen war sie seine Schwester, aber selbst wenn nicht, kannte er doch die wichtigste Regel der Kindheit und Pubertät: Dichthalten! Auf dieser Basis operierten er und Ness. Er hatte keine Ahnung, was sie außer Schuleschwänzen noch so alles anstellte, und sie erzählte ihm auch nichts.

Er hätte sie trotzdem gern an seiner Seite gehabt, nicht nur bei der Aufgabe, Toby jeden Morgen und Nachmittag zu begleiten, sondern auch bei der Erfahrung, der Neue an der Holland Park School zu sein. Denn diese Schule schien Joel ein Ort voller Gefahren. Zum einen konnten ihn die Lehrer womöglich für dumm statt schüchtern halten. Er hatte keine Freunde – und das in Kombination mit seiner äußeren Erscheinung konnte ihn leicht zum Opfer werden lassen. Ness' Anwesenheit hätte die Dinge einfacher gemacht, davon war Joel überzeugt. Sie hätte sich leichter eingefügt als er. Er hätte in ihrem Kielwasser fahren können.

Allerdings hätte Ness – so wie sie heute war, nicht die Ness seiner Kindheit – dies niemals zugelassen. Aber Joel sah seine Schwester immer noch in einer Art und Weise, die ihre Abwesenheit umso schmerzlicher für ihn machte. Also versuchte er, sich unsichtbar zu machen und weder die Aufmerksamkeit seiner Mitschüler noch die der Lehrer zu wecken. Auf die herzlichen Nachfragen seines Vertrauenslehrers: »Na, wie läuft's denn, Kumpel?«, gab er immer die gleiche Antwort: »Okay.«

»Irgendwelche Schwierigkeiten? Probleme? Klappt's mit den Hausaufgaben?«

»Ja, klar.«

»Schon Freunde gefunden?«

»Läuft schon.«

»Es hat's hoffentlich auch niemand auf dich abgesehen oder so was?«

Kopfschütteln, den Blick zu Boden gesenkt.

»Denn wenn das passieren sollte, musst du mir das sofort sagen. Wir dulden so einen Unsinn nicht hier in Holland Park.« Es folgte eine lange Pause, und als Joel schließlich aufschaute, stellte er fest, dass der Lehrer, Mr. Eastbourne, ihn eingehend musterte.

»Du würdest mich doch nicht anlügen, oder, Joel? Mein Job ist es, deinen Job hier leichter zu machen, okay? Und du weißt, was dein Job in Holland Park ist, ja?«

Joel schüttelte den Kopf.

»Weiterzukommen«, erklärte Eastbourne. »Bildung zu erlangen. Das willst du doch, oder? Denn du musst es wollen, um Erfolg zu haben.«

»Okay.« Joel wollte nur noch weg und diesem forschenden Blick entfliehen. Hätten achtzehn Stunden Hausaufgaben am Tag dazu geführt, dass er für Mr. Eastbourne und alle anderen hier unsichtbar würde, hätte er sie dankend in Kauf genommen. Er hätte alles dafür getan.

Die Mittagspause war das Schlimmste. Wie in jeder Schule fanden die Jungen und Mädchen sich auch hier zu Gruppen zusammen, von denen jede einzelne eine bestimmte Ausrichtung hatte, die nur ihren Mitgliedern bekannt war. Diejenigen Teenager, die als beliebt angesehen wurden – ein Etikett, das sie sich selbst verliehen hatten, das aber offenbar niemand infrage stellte –, hielten sich in deutlicher Distanz von den Strebern auf. Die Streber blieben auf Abstand zu all jenen, deren Zukunft auf einen Job an der Supermarktkasse beschränkt schien. Die Sozialkritischen machten einen Bogen um die Unpolitischen. Die Markenbewussten glaubten sich jenen überlegen, die für dergleichen nur Verachtung übrig hatten. Natürlich gab es dazwischen Inseln von Individuen, die in keine dieser Gruppen passten, aber sie waren die Außenseiter, die selber nicht wussten, wie man jemanden willkommen hieß. Also blieb Joel während der Mittagspausen für sich.

So hatte er es mehrere Wochen lang gehalten, bis ihn eines Tages jemand ansprach. Er stand an seinem üblichen Essplatz –

nahe dem Schultor an dem Kabuff des Sicherheitspersonals, wo ihn vom Schulhof aus niemand sehen konnte –, als er die Stimme hörte. Eine Mädchenstimme. »Warum isst du denn hier, Mann?«, fragte sie.

Als Joel erkannte, dass er gemeint war, und aufschaute, entdeckte er ein pakistanisches Mädchen mit einem marineblauen Kopftuch, das auf dem Weg Richtung Schulhof stand, als habe der Wachmann es gerade erst aufs Gelände gelassen. Die Schuluniform war ihr ein paar Nummern zu groß und verbarg erfolgreich, was immer ihr an weiblichen Rundungen zu eigen sein mochte.

Da es Joel bislang gelungen war, von niemandem außer den Lehrern angesprochen zu werden, wusste er nicht recht, wie er reagieren sollte.

»Hey! Biste stumm oder was?«

Joel wandte den Kopf ab, er spürte sein Gesicht heiß werden, und er wusste genau, was das mit seiner seltsamen Gesichtsfarbe anstellte. »Nein«, antwortete er leise.

»Also, was treibste dann hier?«

»Essen.«

»Das seh ich, Mann. Aber hier isst keiner. Is' nich' ma' erlaubt. Wieso hat dir keiner gesagt, wo du essen solls'?«

Er zuckte die Schultern. »Stört doch kein', wenn ich hier steh, oder?«

Sie kam näher und postierte sich vor ihm. Damit er sie nicht ansehen musste, stierte er auf ihre Schuhe hinab. Sie waren schwarz mit jeder Menge Riemchen – die Sorte Schuhe, die man in einem trendigen Laden sah. Sie wirkten irgendwie fehl am Platz, und Joel fragte sich, ob sie unter der übergroßen Uniform vielleicht noch andere trendige Sachen trug. Das hätte vermutlich seine Schwester getan, und dieses Mädchen mit Ness in Verbindung zu setzen, linderte seine Verlegenheit ein wenig. Das war wenigstens eine bekannte Größe.

Sie beugte sich vor und fixierte ihn. »Ich kenn dich«, sagte sie dann. »Du komms' mit dem Bus. Mit dem 52er. Wie ich. Wo wohns' du?«

Er sagte es ihr, wagte einen flüchtigen Blick auf ihr Gesicht. Der Ausdruck verwandelte sich von neugierig in überrascht. »Edenham Estate? Da wohn ich auch. Im Hochhaus. Ich hab dich da noch nie geseh'n. Wo steigste denn ein? Nich' an meiner Haltestelle, aber ich hab dich im Bus geseh'n.«

Er erklärte ihr, dass er einen kleinen Bruder habe, den er zur Schule bringen müsse. Ness erwähnte er nicht.

Das Mädchen nickte und erwiderte dann: »Ach so. Ich heiß Hibah. Wer is'n dein Vertrauenslehrer?«

»Mr. Eastbourne.«

»Reli?«

»Mrs. Armstrong.«

»Mathe?«

»Mr. Pearce.«

»Oh. Der is' echt fies. Biste gut in Mathe?«

Das war er, aber er wollte es lieber nicht zugeben. Er hatte Spaß an Mathematik. Es war ein Fach mit Antworten, die entweder richtig oder falsch waren. Da wusste man, woran man war.

Hibah fragte: »Haste auch 'n Namen?«

»Joel.« Und er fügte noch etwas hinzu, obwohl sie nicht gefragt hatte: »Ich bin neu hier.«

»Is' klar«, sagte sie, und er fühlte sein Gesicht wieder heiß werden, weil es verächtlich klang. »Weil du hier allein rumhängs', erklärte sie. »Da hab ich mir das gedacht. Und ich hab dich hier auch schon mal geseh'n.« Sie nickte zum Tor hinüber, das das Schulgelände vom Rest der Welt trennte. »Mein Freund kommt fast jeden Mittag hierher«, fügte sie hinzu. »Drum hab ich dich geseh'n, wenn ich zum Tor geh, wenn ich mit ihm rede.«

»Geht der hier nich' zur Schule?«

»Der geht nirgendwo zur Schule. Müsste eigentlich, geht aber nich'. Ich treff mich hier mit ihm, weil wenn mein Dad mich je mit ihm seh'n würd, würd er mich grün und blau prügeln. Moslem«, fügte sie hinzu, und das Eingeständnis schien sie verlegen zu machen.

Joel wusste nicht, was er darauf erwidern sollte, also sagte er gar nichts.

»Neunte Klasse«, sagte Hibah. »Aber wir könn' Freunde sein. Sonst nix, kapiert, weil wie gesagt, ich hab 'n Freund. Aber Freunde könn' wir ja trotzdem sein.«

Dies war ein so überraschendes Angebot, dass Joel wie gelähmt war. So etwas hatte noch nie irgendjemand zu ihm gesagt, und er konnte sich nicht vorstellen, warum Hibah es tat. Hätte er sie gefragt, wäre Hibah selbst wohl kaum in der Lage gewesen, es zu erklären. Doch ihr inakzeptabler Freund und ihre Lebensperspektive hatten sie zwischen die Frontlinien zweier verfeindeter Welten katapultiert, sodass sie wusste, wie es sich anfühlte, fremd zu sein. So kam es, dass Hibah mehr Mitgefühl aufbringen konnte als ihre Altersgenossen, und so wie Magneten einander anziehen, findet ein Außenseiter den anderen, selbst wenn er sich dessen gar nicht bewusst ist. Das war auch bei Hibah der Fall.

Als Joel nicht reagierte, sagte sie schließlich: »Scheiße. Ich hab nich' die Krätze oder so. Na ja, egal. Wir könn' ja im Bus Hallo sagen. Das bringt dich nicht um, oder?« Und damit ging sie davon.

Die Glocke läutete zum Ende der Pause, ehe Joel Hibah einholen und ihr seinerseits Freundschaft anbieten konnte.

Was Freundschaft anging, entwickelten die Dinge sich für Ness vollkommen anders, jedenfalls oberflächlich betrachtet. Wenn sie sich morgens von ihren Brüdern trennte, tat sie, was sie seit ihrem ersten Abend in North Kensington getan hatte: Sie traf sich mit ihren Freundinnen Natasha und Six. Dazu trennte sie sich in der Nähe der Portobello Bridge von Joel und Toby und blieb dort stehen, bis sie sicher war, dass die Jungen nicht sehen würden, welche Richtung sie einschlug. Sobald sie außer Sichtweite waren, machte sie kehrt, ging am Trellick Tower vorbei und dann in nördlicher Richtung nach West Kilburn.

Auf ihrem Weg ließ sie höchste Vorsicht walten, denn um ihr Ziel zu erreichen, musste sie die Fußgängerbrücke über den Grand Union Canal überqueren, die sie ausgerechnet zur Harrow Road brachte, gar nicht weit von dem Wohltätigkeitsladen entfernt, wo ihre Tante arbeitete. Obwohl Ness für gewöhnlich lange vor Beginn der Öffnungszeiten dort vorbeikam, bestand immer die Gefahr, dass Kendra eines Tages beschloss, früher zur Arbeit zu gehen, und das Letzte, was Ness wollte, war, auf dem Weg zur Second Avenue von ihrer Tante gesehen zu werden. Nicht dass sie eine Konfrontation mit ihrer Tante fürchtete, war Ness doch immer noch der irrigen Auffassung, dass sie mit jedem fertig werden konnte, einschließlich Kendra Osborne. Sie wollte lediglich vermeiden, Zeit mit ihrer Tante vergeuden zu müssen. Falls sie sich trafen, musste Ness aus dem Stegreif eine Ausrede finden, warum sie zur falschen Zeit am falschen Ort war. Sie war überzeugt, dass sie das mühelos konnte – schließlich waren jetzt Wochen seit ihrem Umzug von East Acton hierher vergangen, und ihre Tante hatte immer noch keine Ahnung, was sie trieb –, aber sie wollte darauf keine Energien verschwenden. Es kostete sie bereits genug Kraft,

sich in die Ness Campbell zu verwandeln, die zu werden sie beschlossen hatte.

Sobald sie die Harrow Road überquert hatte, ging Ness auf direktem Wege zum Jubilee Sports Centre, einem weitläufigen, flachen Gebäude an der nahen Caird Street, das den Bewohnern der Gegend andere Freizeitmöglichkeiten bot, als sich immer nur in Schwierigkeiten zu bringen oder daraus wieder herauszuwinden. Ness betrat das Gebäude, und unweit des Kraftraums, wo man zu beinahe jeder Tageszeit das Klirren von Hanteln und das Stöhnen der Gewichtheber hören konnte, betrat sie die Damentoilette, um die Kleidung und die Schuhe anzuziehen, die sie in ihrem Rucksack mitgebracht hatte. Die abscheuliche graue Hose wurde durch hautenge Jeans ersetzt, der gleichermaßen abscheuliche graue Pullover durch ein Spitzentop oder ein dünnes T-Shirt. Hochhackige Stiefel und offenes Haar, das ihr Gesicht umschmeichelte, wie sie es gern hatte. Dann legte sie noch mehr Make-up auf – dunkleren Lippenstift, dicken Kajalstrich und Glitzerlidschatten – und betrachtete im Spiegel das Mädchen, das sie geschaffen hatte. Wenn ihr gefiel, was sie sah, und das war meistens der Fall, verließ sie das Fitnessstudio und ging um die Ecke zur Lancefield Street.

Hier wohnte Six in einem weitläufigen Gebäudekomplex namens Mozart Estate. Es war ein endloses Labyrinth aus Backsteinhäusern: Dutzende Reihenhäuser und Wohnblocks, die sich bis zur Kilburn Lane erstreckten. Wie all diese Projekte war das Mozart Estate erbaut worden, um eine Verbesserung der Wohnverhältnisse in den Mietskasernen, die es ersetzt hatte, herbeizuführen, doch im Laufe der Zeit war die Siedlung genauso heruntergekommen wie ihre Vorgänger. Tagsüber ging es dort verhältnismäßig harmlos zu, es waren nur wenige Menschen auf der Straße – ein paar Rentner auf dem Weg zum Laden an der Ecke, die einen Laib Brot oder einen Karton Milch besorgen wollten. Nach Einbruch der Dunkelheit sahen die Dinge indes anders aus. Die Nachtgeschöpfe vom Mozart Estate standen schon lange auf Kriegsfuß mit dem Gesetz, han-

delten mit Drogen, Waffen und Gewalt und verführen entsprechend mit jedem, der versuchte, sie aufzuhalten.

Six lebte in einem der Wohnblocks, der den Namen Farnaby House trug: drei Stockwerke hoch, eine dicke hölzerne Sicherheitstür am Eingang, Balkone, die im Sommer nach draußen einluden, PVC auf den Fluren und gelbe Farbe an den Wänden. Von außen sah es nicht einmal so übel aus, doch wenn man näher trat, entdeckte man, dass die Sicherheitstür zertrümmert war, die kleinen Fenster links und rechts davon entweder zerbrochen oder vernagelt, scharfer Uringeruch schlug einem im Eingangsflur entgegen, und man sah die Löcher, die Vandalen in die Wände getreten hatten.

Die Wohnung, in der Six' Familie lebte, war von Gerüchen und Lärm beherrscht. Abgestandener Zigarettenrauch mischte sich mit dem Geruch von ungewaschenen Textilien, und der Fernseher plärrte ebenso wie die gebrauchte Karaoke-Maschine, die Six von ihrer Mutter zu Weihnachten bekommen hatte. Dieses Gerät, glaubte die Mutter, werde der Tochter den Weg ebnen, um ihren Traum von einer Karriere als Popstar zu erfüllen. Außerdem hoffte sie, selbst wenn sie das nicht laut sagte, dass das Singen ihr Kind von der Straße fernhalten werde. Die Tatsache, dass die Karaoke-Maschine keine dieser Funktionen erfüllte, war Six' Mutter bislang verborgen geblieben, und selbst wenn das Verhalten ihrer Tochter darauf hingedeutet hätte, hätte sie sich blind gestellt. Sie hatte zwei Jobs; das war nötig, um die vier der sieben Kinder, die sie noch bei sich hatte, einzukleiden und zu ernähren. Sie hatte weder die Zeit noch die Energie, sich zu fragen, was ihre Sprösslinge trieben, während sie die Zimmer im Hyde Park Hilton putzte oder in der Wäscherei des Dorchester Hotels Laken und Kissenbezüge bügelte. Wie die meisten Mütter in ihrer Situation wünschte sie sich für ihre Kinder eine bessere Zukunft. Dass drei von ihnen bereits in ihre Fußstapfen getreten waren – unverheiratet und in überschaubaren Abständen schwanger von immer neuen nutzlosen Kerlen –, hielt sie für pure Bockigkeit. Dass drei der übrigen vier ebenfalls in diese Richtung steuerten, weigerte sie sich zu erkennen. Nur ein einzi-

ges ihrer Kinder besuchte halbwegs regelmäßig die Schule, was ihm den Spitznamen »Professor« eingetragen hatte.

Ness ging durch die zertrümmerte Sicherheitstür von Farnaby House und eine Treppe hinauf. Six war in ihrem Zimmer, das sie mit ihren Schwestern teilte, und Natasha war zu Besuch, versuchte gerade, ihre bereits rot lackierten kurzen Fingernägel mit einer Schicht grellvioletterm Glanzlack zu versehen, während Six das Karaoke-Mikrofon an die Brust gedrückt hielt und wilde Zuckungen zum Instrumentalteil einer alten Madonna-Nummer vollführte. Als Ness eintrat, setzte Six gerade wieder zum Gesang an. Sie sprang vom Bett, das ihr als Bühne gedient hatte, umtänzelte Ness im Takt der Musik, ehe sie sie packte und zu einem Zungenkuss an sich zog.

Ness stieß sie weg und fluchte in einer Ausdrucksweise, die ihr ein stattliches Bußgeld eingetragen hätte, wenn ihre Tante sie gehört hätte. Dann schnappte sie sich von einem der drei Betten ein Kissen und wischte sich am Bezug den Mund ab. Zwei Schmierspuren aus leuchtend rotem Lippenstift blieben zurück: eine auf dem Kissen, eine auf Ness' Wange.

Natasha lachte träge, während Six, die nicht einmal aus dem Takt geraten war, sich zu ihr hinüberschlängelte. Natasha empfing den Kuss willig, öffnete den Mund zur Größe einer Untertasse, um so viel Zunge aufnehmen zu können, wie Six ihr zu geben gedachte. Ness' Magen zog sich zusammen, und sie musste sich abwenden. Ihr Blick fiel auf etwas, was das enthemmte Verhalten ihrer Freundinnen erklärte: Auf der Kommode lag ein Handspiegel mit dem Glas nach oben, darauf sichtbar Spuren von weißem Pulver.

»Scheiße!«, schimpfte Ness. »Ihr habt nich' auf mich gewartet? Haste noch was übrig, Six, oder war's das?«

Six und Natasha ließen voneinander ab.

»Ich hab dir doch gesagt, du solltest gestern Abend herkommen, oder?«, entgegnete Six.

»Du weiß' genau, dass ich das nich' kann. Wenn ich nich' rech'zeitig daheim bin ... Scheiße. *Scheiße*. Wie hast du's gekriegt?«

»Tash hat's besorgt«, antwortete Six. »Der Blowjob muss der Hammer gewesen sein.«

Die beiden Mädchen lachten verschwörerisch. Wie Ness inzwischen wusste, hatten die beiden eine Vereinbarung mit ein paar jungen Fahrradkurieren, die von einem der Großhändler in West Kilburn aus Kunden versorgten, die es vorzogen, ihre Drogen in den eigenen vier Wänden zu konsumieren, statt dafür eines der einschlägig bekannten Lokale aufzusuchen. Für ein wenig Pulver aus sechs oder sieben Beuteln, sodass es insgesamt nicht auffiel, bekamen sie einen geblasen. Natasha und Six wechselten sich mit dieser Dienstleistung ab; den jeweiligen Lohn teilten sie schwesterlich.

Ness ergriff den Spiegel, befeuchtete ihren Finger und wischte das bisschen Pulver auf, das noch übrig war. Sie verrieb es auf dem Gaumen, aber es stellte sich keine Wirkung ein. Sie spürte den harten, heißen Stein in ihrer Brust größer werden. Sie hasste es, ausgeschlossen zu sein, und genau das war sie hier – und sie würde es auch bleiben, wenn sie den Mädchen nicht bald auf ihrem Trip folgen konnte.

Sie wandte sich ihnen zu: »Haste wenigstens Gras?«

Six schüttelte den Kopf. Sie tanzte zur Karaoke-Maschine hinüber und stellte sie ab. Natasha beobachtete sie mit glühenden Augen. Sie war zwei Jahre jünger als Six und sah zu ihrer Freundin verehrungsvoll auf. Doch heute Vormittag fand Ness diese Art von Anbetung widerlich, vor allem wenn sie bedachte, welche Rolle Natasha gestern Abend gespielt hatte, um sich selbst und Six mit Stoff zu versorgen – unter Ausschluss von Ness.

Sie sagte zu Natasha: »Scheiße, weißte eigentlich, wie du aussiehst, Tash? Wie 'ne Lesbe. Willste Six zum Frühstück vernaschen oder was?«

Six verengte die Augen und ließ sich aufs Bett fallen. Sie durchwühlte einen Kleiderhaufen am Boden, fischte eine Jeans heraus und zog eine Zigarettenschachtel aus einer der Taschen. Sie steckte sich eine an und sagte: »Pass auf, was du sagst, Ness. Tash is' in Ordnung.«

»Wieso? Stehste da drauf?«, fragte Ness.

Das war die Art Bemerkung, die Six unter anderen Umständen vielleicht dazu veranlasst hätte, eine Prügelei mit Ness anzuzetteln, aber sie war unwillig, irgendetwas zu tun, was sie aus dem angenehmen Rausch reißen konnte. Darüber hinaus wusste sie genau, was Ness so verärgerte, und sie gedachte nicht, sich auf fruchtlose Diskussionen einzulassen, nur weil Ness nicht sagen konnte, was sie eigentlich meinte. Six war kein Mädchen, das um den heißen Brei herumredete. Sie hatte von Kindesbeinen an gelernt, direkt zu sein – die einzige Möglichkeit, sich in ihrer Familie Gehör zu verschaffen.

»Du kannst dazugehören, mit oder ohne das Zeug«, sagte sie. »Mir is' das egal. Liegt ganz bei dir. Ich und Tash könn' dich gut leiden, aber wir ändern uns nich', damit wir dir gefall'n, Ness.« Und an Natasha gewandt: »Is' das cool für dich, oder, Tash?«

Natasha nickte, obwohl sie keine Ahnung hatte, wovon Six eigentlich sprach. Natasha war schon lange das Anhängsel: Sie brauchte jemanden, der wusste, wohin die Reise ging, und der sie mitschleifte, sodass sie selbst nicht nachdenken oder eigene Entscheidungen treffen musste. Darum war für sie so gut wie alles »cool«, was um sie herum geschah, solange das jeweilige Objekt ihrer parasitischen Anbetung der Auslöser war.

Six' kleine Ansprache brachte Ness in eine schwierige Position: Sie wollte nicht verwundbar sein – weder durch diese beiden noch durch sonst irgendjemanden –, doch die Mädchen verhiessen ihr ein gewisses Gemeinschaftsgefühl und eine Ausflucht. Sie versuchte, die Kurve zu kriegen. »Gib ma' 'ne Kippe«, sagte sie, bemüht darum, gelangweilt zu klingen. »Für alles andere is' mir sowieso noch zu früh.«

»Grad has' du noch gesagt ...«

Six hatte keine Lust auf Streit und fiel Natasha ins Wort: »Genau. Zu früh.« Sie warf Ness ein Zigarettenpäckchen und ein Plastikfeuerzeug zu. Ness fingerte eine Zigarette hervor und zündete sie sich an, ehe sie beides an Natasha weiterreichte. Damit senkte sich so etwas wie Frieden auf sie herab, und sie konnten endlich den restlichen Tag planen.

Seit Wochen folgte ihr Tagesablauf einem festen Muster. Morgens waren sie bei Six zu Hause. Six' Mutter war nicht da, der Bruder in der Schule, die beiden Schwestern entweder noch im Bett oder zu Besuch bei ihren drei älteren Geschwistern, die mit ihrem Nachwuchs in den benachbarten Siedlungen wohnten. Ness, Natasha und Six nutzten diese Zeit, um sich gegenseitig zu frisieren, zu schminken und die Nägel zu lackieren, während sie Radio hörten. Gegen halb zwölf machten sie sich auf den Weg in Richtung Kilburn Lane, um nachzusehen, was dort »ging«, und um am Zeitungskiosk Zigaretten zu klauen, Gin in der Spirituosenhandlung, gebrauchte Kassetten bei Apollo Video und im Al Morooj Market alles, was nicht niet- und nagelfest war. Sie waren nur mäßig erfolgreich, denn allein ihr Erscheinen reichte, um die Wachsamkeit der jeweiligen Ladenbesitzer zu schärfen. Die Herren drohten den Mädchen regelmäßig mit der Schulbehörde – ein Einschüchterungsversuch, den keine von ihnen ernst nahm.

Wenn sie nicht zur Kilburn Lane gingen, fuhren sie die kurze Busstrecke zum Queensway in Bayswater, wo zahllose Attraktionen lockten: Internetcafés, die Einkaufspassage in Whiteley's, die Schlittschuhbahn, einige Boutiquen und – Hort ihrer größten Sehnsucht – ein Handyladen. Ohne Mobiltelefon konnte ein Heranwachsender in London sich nicht vollkommen fühlen, und so kam es, dass der Höhepunkt ihrer Ausflüge zum Queensway immer der Handyladen war – der heilige Schrein am Ende ihrer Wallfahrt.

Regelmäßig forderte man sie dort auf, das Geschäft zu verlassen, was ihre Gier aber lediglich steigerte. Die Anschaffung eines Handys lag außerhalb ihrer – nicht existenten – finanziellen Möglichkeiten, nicht jedoch außerhalb ihrer kriminellen Fantasien.

»Wir könnten uns gegenseitig SMS schicken«, sagte Six. »Du könntest an einem Ort sein, ich am andern. Wir bräuchten echt nur so 'n Handy, Tash.«

»Hmh.« Natasha seufzte.

»Planen, wo wir uns treffen.«

»Shit von einem der Jungs organisieren, wenn wir was brauchen.«

»Genau. Wir müssen so'n Handy kriegen. Hat deine Tante eins, Ness?«

»Klar.«

»Wieso klauste das nich' einfach?«

»Weil wenn ich das mach, hat sie mich dran. Mir is' lieber, sie beachtet mich nich'.«

Das war nicht gelogen. Weil sie klug und diszipliniert genug war, nur am Wochenende abends auszugehen, weil sie in ihrer Schuluniform zu Hause saß, wenn ihre Tante abends von der Arbeit oder von ihrem Massagekurs heimkam, und weil sie vorgab, am Küchentisch ihre Hausaufgaben zu machen, während Joel genau das tatsächlich tat – nur deshalb war es Ness bislang gelungen, Kendra über ihr tatsächliches Leben im Dunkeln zu lassen. Sie ließ größte Umsicht walten, und wenn es gelegentlich vorkam, dass sie zu viel getrunken hatte und es nicht riskieren konnte, sich zu Hause blicken zu lassen, rief sie ihre Tante brav an, um Bescheid zu sagen, dass sie bei ihrer Freundin Six schlafen werde.

»Was für ein Name ist das denn?«, hatte Kendra wissen wollen. »Six? Sie heißt Six?«

Ihr richtiger Name sei Chinara Kahina, erklärte Ness, aber ihre Familie und Freunde nannten sie immer nur Six, weil sie das sechste Kind ihrer Mutter und zweitjüngster Spross der Familie war.

Das Wort »Familie« verlieh Six' Lebensverhältnissen einen Anstrich von Seriosität, der Kendra irrigerweise zu dem Gefühl verleitete, bei dieser Freundin sei ihre Nichte sicher, und dort ginge alles mit rechten Dingen zu. Hätte Kendra gewusst, was man sich bei Six zu Hause unter »Familie« vorstellte, hätte sie dieses Zuhause selbst gesehen oder das, was dort vorging, wäre ihre Dankbarkeit darüber, dass Ness so schnell eine Freundin in der Gegend gefunden hatte, deutlich gedämpfter gewesen. Da sie von den wahren Verhältnissen aber keine Ahnung hatte und Ness ihr keinen Anlass zu Argwohn gab, ließ Kendra sich

zu dem Glauben verleiten, es sei alles in Ordnung. So konnte sie sich guten Gewissens mit ihren Zukunftsplänen als Masseurin befassen und ihre Freundschaft mit Cordie Durelle neu beleben.

Diese Freundschaft hatte in den Wochen, seit die Campbell-Kinder bei Kendra eingezogen waren, gelitten. Ihre Ausflüge ins Nachtleben wurden jetzt ebenso regelmäßig vertagt, wie sie früher stattgefunden hatten. Die stundenlangen Telefonate, die einst Stützpfiler dieser Freundschaft gewesen waren, wurden immer kürzer und verkamen schließlich zu dem Versprechen: »Ich ruf bald zurück, Liebes.« Nur dass »bald« sich nie einstellte. Doch als das Leben am Edenham Way allmählich das entwickelte, was Kendra als festes Muster betrachtete, gedachte sie, sich Stück für Stück der Tage und Abende zurückzuerobern, die sie vor der Ankunft der Kinder gekannt hatte. Als Erstes kam ihre Arbeit: Weil sie die unbezahlte freie Stunde pro Tag nicht mehr brauchte, um sich um die Belange ihrer Nichte und Neffen zu kümmern, begann sie wieder, Vollzeit im Laden der AIDS-Stiftung zu arbeiten. Sie nahm ihre Kursbesuche im Kensington and Chelsea College wieder auf, genau wie die Werbemassagen im Fitnessstudio in der Portobello Green Arcade. Die Kinder hatten sich in ihren Augen so gut eingelebt, dass sie diese Massagen auf zwei weitere Sportclubs in der Umgebung ausweitete, und schließlich stellten sich auf diesem Wege sogar drei erste Stammkunden ein, sodass sie das Gefühl hatte, das Leben kehrte in geregelte Bahnen zurück.

Kendra freute sich, Cordie zu sehen, als ihre Freundin im Laden vorbeischaute. Es war ein regnerischer Nachmittag, nicht lange nach dem kleinen Zwischenfall mit dem Zungenkuss von Ness und Six.

Kendra hatte Joel und Toby erwartet, denn es war in etwa die Zeit, da sie sich vom nahen Lernzentrum auf den Heimweg machten. Sie versuchte gerade, eine Spende abscheulichen Modeschmucks aus den Siebzigerjahren zu einer ansprechenden Auslage zu arrangieren, als sie das Glöckchen über der Tür klingeln hörte. Sie schaute auf, entdeckte Cordie statt der Jun-

gen am Eingang, lächelte und sagte: »Tu mir den Gefallen, und lenk mich von diesem Mist hier ab!«

»Der Kerl, den du dir angelacht hast, muss ja der Hammer sein«, bemerkte Cordie. »Der besorgt's dir wahrscheinlich dreimal am Tag, und du liegs' nur da und stöhns', und dein Hirn zerschmilz' dir dabei. Isses so, Miss Kendra?«

»Soll das ein Witz sein? Ich hab so lang keinen Kerl mehr gehabt, dass ich gar nicht mehr weiß, was an ihnen anders is' als bei uns«, antwortete Kendra.

»Na, Gott sei Dank«, befand Cordie. »Ehrlich, ich hab schon geglaubt, du treibs' es mit meinem Gerald und gehst mir aus dem Weg, weil du sicher bist, ich würd's dir sofort anseh'n. Nur eins sag ich dir, du Schlampe: Ich wär ja so froh, wenn du's mit Gerald machen würdest. Dann würde er mich nicht jede Nacht bespringen.«

Kendra lachte mitfühlend. Gerald Durrelles Sexualtrieb war seit jeher das Kreuz, das seine Frau zu tragen hatte. In Kombination mit seinem Wunsch, einen Sohn zu zeugen – sie hatten bereits zwei Töchter –, machte dieser Trieb ihre bereitwillige Anwesenheit in seinem Bett zur zentralen Komponente ihres Ehelebens. Solange Cordie sich anfangs gierig gab und am Ende befriedigt, merkte er jedoch nicht, dass sie in der Zeit dazwischen Löcher in die Luft starrte und sich fragte, wann ihm endlich aufgehen würde, dass sie heimlich die Pille nahm.

»Ist er inzwischen dahintergekommen?«, fragte Kendra ihre Freundin.

»Gott, nein«, erwiderte Cordie. »Der Mann hat ja so ein großes Ego! Der is' überzeugt davon, dass ich überglücklich bin, seine Babys abzusondern, bis er endlich kriegt, was er will.«

Sie schlenderte zur Ladentheke hinüber. Cordie hatte vergessen, den Mundschutz abzunehmen, der zur Uniform der Kosmetikerinnen beim *Princess European and Afro Unisex Hair Salon* gehörte. Sie trug ihn unter dem Kinn wie eine elisabethanische Halskrause, darunter einen roten Polyesterkittel und Gesundheitsschuhe. Als Tochter eines äthiopischen Vaters und einer kenianischen Mutter war Cordie von tiefschwarzer

Hautfarbe und majestätischer Erscheinung, mit einem graziilen Hals und einem Profil, das man auf Münzen hätte prägen können. Aber selbst gute Gene, ein perfekt symmetrisches Gesicht, wunderbare Haut und die Figur eines Mannequins konnten die unvorteilhafte Montur, die der Kosmetiksalon seinen Angestellten verordnete, nicht aufwiegen.

Sie ging an Kendras Tasche, die wie immer in dem Schrank unter der Kasse stand, öffnete sie und fischte sich eine Zigarette heraus.

»Was machen die Mädchen?«, fragte Kendra.

Cordie schüttelte das Streichholz aus. »Manda will Makeup, ein Nasenpiercing und einen Freund, und Patia will ein Handy.«

»Wie alt sind sie gleich wieder?«

»Sechs und zehn.«

»Scheiße. Da hast du aber wirklich alle Hände voll zu tun.«

»Das kannst du laut sagen. Ich wette, mit zwölf sind sie beide schwanger.«

»Was hält Gerald davon?«

Cordie blies Qualm durch die Nase aus. »Sie führen ihn an der Nase rum, diese Mädchen. Manda braucht nur mit dem Finger zu schnipsen, schon schmilzt er dahin. Patia verdrückt ein paar Tränchen, und er zückt erst sein Portemonnaie und reicht ihr dann sogar noch ein Taschentuch. Wenn ich zu irgendwas Nein sage, sagt er Ja. Sie sollen auf nichts verzichten müssen, nicht so wie ich früher, sagt er. Ehrlich, Ken, wenn du heutzutage Kinder hast, heißt das: Chronische Kopfschmerzen, egal, was du einwirfst.«

»Das hast du ja immer schon gesagt«, erwiderte Kendra. »Ich dachte immer, ich sei davor sicher, und jetzt schau's dir an: Ich steh mit dreien da.«

»Wie kommst du klar?«

»Ganz gut, wenn man bedenkt, dass ich keine Ahnung von Erziehung hab.«

»Und wann lern ich sie endlich ma' kennen? Oder versteckst du sie vor mir?«

